
Olmütz in Mähren.

Olmütz, die ehemalige Hauptstadt Mährens, führet noch jetzt diesen Titel nebst der Stadt Brunn. Hier hat ein Erzbischof und ein Domcapitel seinen Sitz, dessen Mitglieder aus gutem alten Adel herkommen müssen.

Olmütz ist eine Haupt- und Gränzfestung. Die Außenwerke haben in den neueren Zeiten sowohl an Umfang als an innerer Festigkeit sehr gewonnen. Hier befindet sich unter einem Namen des k. k. Lyceums die hohe Schule des Landes, ein Cadeten-Stift; auch hält der Ausschuss des so ausgebreiteten Witwen- und Waisen-Instituts für die k. k. Erblande hier seine ordentlichen Sitzungen. Die Lage der Stadt erhebt sich gegen die Mitte zu, sie wird rings herum von dem Flusse March umflossen, deren Gewässer im Nothfalle durch mehrere Schleusen auf eine beträchtliche Höhe und Weite geschwellt werden können, wodurch der Festung schwer zuzukommen ist.

Von den Gebäuden ist zu bemerken: das Rathhaus, ein von allen Seiten frey stehendes ansehnliches Gebäude, welches aus dem schon im Jahre 1268 bestandenen Kaufhause errichtet wor-

den ist. Es ruht auf Gemöblen über einen Sumpf gespannt, dessen Gewässer sich in einem weitläufigen Teiche im inneren Hofe des Gebäudes sammeln. Eine der größten Merkwürdigkeiten am Rathhause ist

die mathematische Kunstfuhr.

Sie befindet sich am Fuße des sehr schönen und hohen Thurmes. Sie wurde von Johann Babbitus im Jahre 1574 verfertigt. Auf der Höhe des Thurmes unter der Gallerie sieht man die gewöhnlichen vier Uhrtafeln. In der ersten Abtheilung dieses Kunstwerkes sind alle Tage des ganzen Jahrs mit ihren Buchstaben und der Zahl zu sehen, welche ein seitwärts stehender Engel mit einem Zeiger Tag für Tag andeutet.

Auf eben dieser Tafel erscheint der Kalender vom Jahre 1746 bis zum Jahre 1849, mithin auf 103 Jahre hinaus, mit der Andeutung, auf welchen Tag eines jeden Jahrs die Ostern fallen, wozu durch man leicht den Anfang des Faschings, die Aschermittwoche, die Himmelfahrt Christi, die Pfingsten, das Frohleichnamts Fest, die Sonntage zwischen den Pfingsten und dem Advente bestimmen kann.

In der zweyten Abtheilung.

aufwärts ist ein Astrolabium, welches die Fixsterne, den Thierkreis mit den darunter gelegenen Ländern, und den Sonnenlauf mit der Abmessung der Grade anzeigt.

Um diese Tafel herum sind vier und zwanzig Stunden gezeichnet, nämlich die ganze Länge des Tages und der Nacht. Die Tagesstunden werden mit einem Zeiger, der mit der Sonne bezeichnet ist; und die Stunden der Nacht durch einen mit dem Monde versehenen Zeiger angebearet. Hier stellt sich das größte Kunststück dar. Obschon an dem Nachtzeiger eine volle Mondkugel angefügt ist, und dieser Zeiger täglich um die Tafel sich herum drehet, so nimmt doch diese Mondkugel ordentlich mit dem Monde zu und ab, und wird neu und voll.

In dieser zweyten Abtheilung sind noch von beyden Seiten vier Tafeln. Die erste deutet die Minuten und Viertelstunden an; ihr Zeiger kommt alle Stunden herum. Die zweyte Tafel zeigt nach der gewöhnlichen Eintheilung die zwölf Stunden an, und der Zeiger geht nach und nach von einer Stunde zur andern. Die dritte Tafel enthält wieder die zwölf Stunden, aber so eingetheilt, daß die ersten sechs Stunden, von zwölf bis sechs nur den vierten Theil des Zirkels einnehmen. Hier rückt der Zeiger nicht, wie auf gewöhnlichen Uhrtafeln allmählig in gleichen Zeiträumen vor, sondern er steht auf jeder Ziffer eine Stunde lang unbeweglich; beym Ausgange der Stunde aber springt er genau auf die nächstfolgende Ziffer, sie mag nahe oder entfernt seyn. Die vierte Tafel ist ein Halbzirkel, welcher die Stunde des Sonnenaufganges angibt.

Aus dieser Abtheilung und dem Uhrwerke wird mit besondern Rädern und Stangen, welche durch die Magistrats-Registratur bis in den Rathssaal laufen, ein Zeiger auf einem deutschen

und altböhmischen Uhrblatte in Bewegung gesetzt.

In der dritten Abtheilung

des Uhrwerks sind sechzehn geschnitzte Engel, deren jeder mit einer Glockenschale und einem Hämmerchen versehen ist. Diese spielen, wenn dem Werke der Lauf gelassen wird, nach Unterschied der Zeit vier musikalische Stücke in angenehmer Harmonie. Hierauf kommen von einer andern Seite unterhalb die drey Könige, oberhalb aber Maria, Jesus und Joseph, wie sie die Flucht nach Aegypten nehmen, unter Anstimmung eines Orgelstückes heraus, und gehen auf der andern Seite wieder hinein. Gegenüber ist die Statue des heiligen Wenzels, König von Böhmen; und über ihm der heilige Georg zu Pferd mit dem Drachen. Der heilige Wenzel wendet sich stets nach der Wendung des Perpendikels mit dem Kopfe von einer Seite zur andern; der heilige Georg aber geht wechselweise mit dem Drachen aus und ein.

Weiter oben stehen in der dritten Abtheilung vier Männchen. Das erste hält einen Strick in der Hand, und läutet, so bald die vier Viertel von der Stunde geschlagen haben, das gewöhnliche Stundenglöckchen. Das zweyte Männchen hält in der linken Hand auf einer Schnur zwölf Corallen; die rechte Hand aber hält dasselbe mit dem ausgestreckten Zeigefinger zum Zählen bereit. Das dritte Männchen steht bey einer Glockenschale, mit einem Hämmerchen in der Hand: so bald die Stunden schlagen, so schlägt dieses ebenfalls diese Stun-

den zugleich mit dem Hämmerchen auf die Schale, das andere aber zählt nicht nur mit der rechten Hand und mit dem ausgestreckten Zeigefinger, sondern auch mit dem Munde selbst die Stunden. Das vierte Männchen hält eine Trompete in der Hand, und bläset darauf, so bald die Stunden schläge vorbehey sind.

Die vierte Abtheilung

stellt das Bildniß der höchst seligen Kaiserinn Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, vor. Über demselben erscheint nochmahls die Zu- und Abnahme des Mondes, jedoch in einer viel größeren Gestalt, als sie unten zu sehen sind.

Die Mahlereyen sind bloß zur Zierde des Werkes angebracht, und stellen die schönen Künste vor. Das ganze Kunstwerk hat durch die Dauer der alles zerstörenden Zeit so wohl an innerer mechanischer Richtigkeit als auch an äußerer Zierde viel verloren. Man hat in letzteren Jahren an Verbesserung des innern Mechanismus gearbeitet, und die Außenseite mit frischen Farben überzogen, aber bis jetzt ist die Uhr nicht in vollem Gange.

Anderer Merkwürdigkeiten auf dem Rathhause.

Auf dem Rathhause sind das Gemählde des heiligen Laurenz im Saale, und die alte Kapelle betrachtenswerth, in welcher eine Standarte aufbewahrt wird, welche schon zur Zeit des Sieges Jaroslai von Sternberg wider die Tata-

ren im Jahre 1242 gebraucht worden seyn soll. Andere behaupten, sie rühre wenigstens von der Zeit her, als die Bürger von Oilmütz im Jahre 1437 die Stadt Litta u den Anhängern Husens mit Sturm eutrisen haben. Liebhabern der Alterthumskunde können in dem Stadt-Archive alte Handschriften, das Magdeburger Privatrecht, dessen sich die Stadt Oilmütz vor Alters bediente, und mehrere merkwürdige Urkunden aus dem 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte gezeigt werden.

Merkwürdige Gebäude.

Die Mauritz-Kirche, in welcher eine Orgel von 48 Mutationen steht, ist im Jahre 1412 neu erbauet worden. Eine Kirche dieses Namens soll zu Folge einer Handschrift an dieser Stelle schon im Jahre 902 gestanden haben. Diese Handschrift nennt selbst der Reihe nach die Pfarrer dieser Kirche. So viel ist wenigstens gewiß, daß vor der neu erbauten schon eine kleine Kirche da gewesen seyn muß, weil man bey Gelegenheit, als mit den Gräbern auf Befehl weiland Kaisers Joseph II. einige Veränderungen vorgenommen werden mußten, unten die Gemäuer der alten Kirche entdeckt hat. Auf den anstoßenden Thurm führt eine künstliche, doppelt sich entgegen schlingelnde Wendeltreppe. Von oben über sieht man die ganze Stadt und Gegend.

Die Kirche zu St. Michael mit ihren schön gebaueten Kuppeln bewahrt den Leib des seligen Särkanders auf. Daran stoßt das Priesterhaus, dessen Sommer-Speisesaal einen Theil

des alten Landhauses ausmacht, welches noch die Wappen der obersten Landesbeamten enthielt, die sich dermahlen unten auf dem Hofe befinden.

Das Lyceums-Haus ist der höchste Standpunct in Dúmák. Es war ehemahls ein Seminarium unter der Aufsicht der Jesuiten, welches dieser Orden von den Grafen von Zierotin erkaufte hatte. In dem letzten Stockwerke desselben befindet sich ein Naturalien-Cabinet, und ein beträchtlicher physicalischer Apparat, worunter man auch mit Vergnügen Verschiedenes von der Erfindung des Herrn Professors Goar bemerkt.

Das ehemahlige weckläufige, prächtig gebaute Jesuiten-Collegium mit dem Ferdinandeischen adeligen Stiftsgebäude, und jenem der alten Universität sind sämmtlich zu Militär-Casernen eingerichtet worden.

Die Lyceums-Bibliothek auf der Vorburg ist ein altes Gebäude, und gehörte ehemahls den Jesuiten. Sie ist durch die Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster bereichert worden, und enthält gegenwärtig gegen 50,900 Bände, worunter die vaterländischen Werke besonders zahlreich sind. In dem Vichersaale sind zwey schöne große Erdkugeln und mehrere gelungene Modelle von Statuen zu sehen.

Das militärische Zeughaus und die Residenz des Erzbischofs nehmen sich auf dem Bischofsplatze recht gut aus. Die Domkirche ist ein altes, ehrwürdiges Gebäude, merkwürdig wegen des gewagten Baues des Presbyteriums, dessen Untertheil wieder eine geräumige Kirche enthält. Sie ist auf Befehl des Ab-

nigs Wenzel aus einem Theile des markgräflichen Schlosses erbauet worden. Den 28. Februar 1802 wurde der mittlere Thurm desselben vom Blitze getroffen, und trotz der besten Ebsch-anstalten in Asche gelegt.

Nabe an der Kirche ist die Residenz des Dom-Dechants, welche dadurch merkwürdig geworden ist, weil in derselben der böhmische König Wenzel III. von einem seiner Diener im Jahre 1306 ermordet worden ist.

Nicht zu übersehen ist der Keller an der Frohnfeste, in welchem im Jahre 1620 der Dechant von Hollschau, Johann Sarkander, auf Befehl der abtrünnigen Stände durch die Folter zum Geständniße gebracht werden sollte, daß er den Einfall der Pohlen habe bewirken helfen. Noch werden die schmerzbringenden Werkzeuge vorgezeigt, mit denen er gepeinigt wurde; auch befindet sich der Brunnen darin, aus welchem Sarkander seinen Durst löschte.

Die Burggrafen-Caserne auf dem Julius-Berge war ehemals die Wohnung des Landes-Burggrafen. Müllh hat auch ein gut eingerichtetes allgemeines Krankenhaus.

In einem Bürgerhause, der Hauptwache gegenüber, kam zwischen dem Könige von Ungarn, Matthias, und dem böhmischen Könige, Ladislaus, eine Übereinkunft zu Stande, nach welcher das Markgrafenthum Mähren dem Könige Matthias lebenslänglich zum Besitze überlassen wurde.

Die schwedische Capelle vor dem Burgtore rührt nicht, wie der Name anzeigt, von den Schweden her, sondern ist schon hundert Jah-

er früher vor dem Einfalle derselben zum Andenken einer gewissen Elementina Schlabellmers errichtet worden.

Außer der Stadt ligt das große prächtige Prämonstratenser = Kloster Hradisch, das nach Aufhebung des Ordens zuerst zum General-Seminarium für angehende Priester, und dann zu einem Militär = Spital verwendet wurde. Hier trifft man noch prächtige Gemälde von Le Gran an.

Anderer Merkwürdigkeiten.

Die Dreyfaltigkeits = Säule auf dem großen Platze ist merkwürdig zu sehen. Sie mißt in der Höhe 19 Klafter, ragt über die höchsten Häuser der Stadt hinaus, und ist mit vielen schönen steinernen Bildsäulen, so wie oben mit dem stark vergoldeten Bildnisse der heiligen Dreyfaltigkeit geziert. Der untere Theil bildet eine kleine Capelle.

Eine der schönsten Zierden der Stadt sind die vielen Springbrunnen, sämmtlich von dem berühmten Bildhauer Donner verfertigt. Sie werden immer im guten Zustande erhalten.

Außer dem sind befehenswerth die Gemälde in dem erzbischöflichen Speisesaale, die Gemäldesammlung des Magistratsraths Heinz, dann jene des Bürgers Demel.

Vergnügungsorter.

Die Gärten außerhalb der Stadt werden fleißig besucht. Sie sind aber alle wegen der

Festungswerke wohl tausend Klafter von der Stadt entfernt. Man darf sich nicht bis in die Nacht in denselben verweilen, weil die Festung zur bestimmten Stunde des Abends geschlossen wird. Diese Unannehmlichkeiten der Festung werden aber durch die Vortheile weit überwogen, daß durch die Ableitung der stehenden Sümpfe für die Gesundheit der Einwohner mehr gesorgt ist, und ihnen durch neu angelegte Alleen und Spaziergänge innerhalb der Festungswerke neue Vergnügungsorter geschaffen sind.

Das Theater hat einen unbequemen Zugang, und bey einer Feuersgefahr während der Vorstellung keinen geräumigen Ausgang.

Am meisten wird die bürgerliche Schießstätte besucht, welche auf einem der Stadt nahe gelegenen und angenehmen Plage sich befindet. Alle Jahre am ersten Sonntage des Monats Julius begehrt hier die Stadt eine öffentliche Feyerlichkeit durch ein Privilegium der Kaiserinn Maria Theresia. Als König Friedrich von Preußen im Jahre 1758 die Festung Olmütz hartnäckig belagerte, übernahmen die braven, ihrer Landesmutter ganz ergebenen Bürger mit eigener Lebensgefahr die Vertheidigung der Stadt in den Festungswerken, und trugen durch ihre Standhaftigkeit und Bürgertreue bey, daß die Belagerung aufgehoben wurde. Die Kaiserinn würdigte die treue Ergebenheit der braven Olmützer-Bürger, und wies ihnen zu ewigen Zeiten aus dem öffentlichen Schatze jährliche 800 Gulden an, welche zu einer allgemeinen Ergebung bey einem öffentlichen Feste verwendet werden sollen, wobey sich die Nachkommlinge an

die herrlichen Thaten ihrer Vorältern erinnern sollen. Zum immerwährenden Andenken an diese muthvolle Vertheidigung verordnete die hochselige Kaiserinn auch, daß der Bürgerschaft, wenn sie unter dem Gewehre steht, und bey der Militär-Wache vorüber zieht, alle militärische Achtung mit Präsentirung des Gewehrs und Nührung der Trommel erzeigt werden sollte.

Armuth und wechselseitige Dienstleistung.

In dem strengen Winter 1812 bey der größten Kälte, durch den häufig gefallenen Schnee irre geführt, verlor ein wandernder Schneidergesell in dem ödesten Theile des schlesischen Waldes im Gebirge den Weg. Lange suchte er, sich wieder zurecht zu finden, aber er gerieth nur immer tiefer in den Wald. Ermüdet durch das mühsame Fortwaten in dem Schnee, wollte er sich schon niedersehen um auszuruhen, welches ihm einen unvermeidlichen Tod gebracht hätte, als er in der Ferne ein Häuschen erblickte, auf welches er sich mit getrobster Hoffnung zuwandte, dort für seinen Hunger Sättigung, und für seine Müdigkeit eine Lagerstätte zu finden.

Ein armer Holzhauer kam ihm mit wohlwollender Miene entgegen, und lud ihn ein, in sein Stübchen zu kommen, um sich von der strengen Kälte zu erhohlen. „Gern,“ sagte der

arme Mann, „wollte ich ihm, lieber Freund, auch Brot zu essen geben, wenn ich selbst mit meinen Kindern eines zu essen hätte. Ganz einsam und weit von aller menschlichen Gesellschaft getrennt, wie wir da leben, ist seit vielen Tagen noch niemand wegen des großen Schnees aus unserm Hause gekommen, um in den weit entlegenen Ortschaften das theure Brot einzukaufen, auch fehlt uns hierzu das nöthige Geld.“ „Das Brot ist sehr theuer,“ gab ihm die Wirthin, der man nebst ihren Kindern die Wahrheit des Gesagten ohne fernere Beweise glauben konnte, zur Antwort.

„Wovon lebt ihr denn, wenn ihr kein Brot zu essen habt,“ entgegnete der Handwerksbursche. „Zwey Kühe, deren Milch und Käse uns den Winter über nähren, sind unsere ganze Habseligkeit,“ erwiderte die freundliche Wirthin, „wenn er auch damit vorlieb nehmen will, so kann ich ihm mit dem, was wir entbehren können, dienen.“ — „Herzlich gern,“ sagte der Handwerksbursche; „denn mein Hunger ist groß.“

Nach diesen Worten nahm ihn der Holzhauer bey der Hand, und führte ihn in die Stube. Die hölzernen Wände waren mit Moos verstopft, alle Thüren des Hauses ohne Schlösser: man hatte hier keine Diebe zu fürchten. Die ganze Familie nährte sich vom Holzfällern. Dem Schneider war das warme Stübchen, Milch und Käse zur Nahrung, ein wahres Labfal.

Aus Dankbarkeit nahm er sich vor, die zerrissenen Kleider der ganzen Familie auszubessern, und verweilte so mehrere Tage, mit der kärglichen Kost zufrieden. Seine Arbeit hatte endlich

aufgehört, weil es nichts mehr zu flicken, und keinen Stoff zu neuen Kleidungsstücken gab; das Wetter wurde milder, und nach mehreren Tagen nahm er Abschied. Beym Fortgehen schenkte er dem ältesten Sohne zum Zeichen seiner Dankbarkeit ein Paar gute und warme Handschuhe mit dem Bedeynten, er würde sie im Walde besser brauchen können. Der Wirth, von dem guten Betragen dieses Fremblings gerührt, gab ihm 12 Kreuzer zur Wegezehrung, und begleitete ihn auf den kürzesten Weg in das nächste Städtchen. So schieden sie mit sichtbarer Nührung von einander, und in aller Herzen lebt noch das frohe Andenken an diese mit einander verlebten rauhen Wintertage mit dem gegenseitigen Wunsche: Möge es ihm immer gut gehen!

An den Jüngling.

Betritt schon früh den Pfad der Jugend,
O Jüngling! wuch're mit der Zeit;
Sie ist das schönste Pfand der Jugend,
Das nie, versplittert, sich erneu't.

Sieh, Freund! wie dort zum finstern Grabe
Ein abgelebter Graukopf wankt;
Glaub', daß die Noth am Bettelstabe
Er eitler Jugend Trägheit dankt.

Der Himmel lieh die schöne Gaben :
Thu jetzt schon, was du noch als Greis
Einst wünschen wiest, gethan zu haben ;
Sey reich an Tugend , reich an Fleiß !

(Z. Persche.)

Das k. k. Lustschloß Laxenburg bey Wien.

Laxenburg, im Viertel unter Wiener-Wald, eine Post-Station von Wien entfernt, ist der gewöhnliche Sommeraufenthalt unsers allgeliebten Kaisers und der kaiserlichen Familie, und schon dadurch ein merkwürdiger Ort, der häufig von den Bewohnern Wiens, und von allen Reisenden, welche sich in der Kaiserstadt aufhalten, besucht wird. Sollte nicht ein Ort die allgemeine Neugierde reizen, in welchem ein mächtiger und allverehrter Monarch mit den übrigen Gliedern seines erlauchten Hauses sich von dem Zwange des steifen Hoflebens lossagt, und an den Freuden des Landlebens von den strengen Regierungssorgen sich zu erholen sucht, wo Allerhöchster selbst, nur von seiner erlauchten Familie umgeben, in friedlichen, selbst geschaffenen Umgebungen nach ungezwungenen Gefühlen die von Staatsgeschäften freye Zeit genießt, und die Freuden der Natur und des Familienlebens aufsucht, die den Mächtigen der Erde so selten gegönnt sind.

Nicht nur diese erhabene Idee führet den Wanderer nach Larenburg, es gibt dort der Naturschönheiten und seltener Merkwürdigkeiten eine solche Menge, daß die Länge des Sommertages kaum hinreicht, alles dieses Schenswürdige nach Maße zu beschauen.

Larenburg ligt in einer schönen, fruchtbaren Ebene, welche als eine Fortsetzung des Donau-Thales sich südwestlich von Wien bis an die Gebirge von Baden hinzieht. Von der Hauptstadt und von dem Lustschlosse Schönbrunn laufen Fahrwege dahin, welche mit Alleen besetzt sind, und ungefähr in der Mitte des Weges sich vereinigen. Diese dichtbelaubten Einfassungen der Wege, die dem Wanderer einen kühlen Schatten auf der Lustreise gewähren, geben zugleich der offenen Gegend zu beyden Seiten das Ansehen eines weit ausgedehnten Gartens; die vielen freundlichen Dörfer beleben sie; die üppigen Felder zeugen von dem Wohlstande der Bewohner dieser Gegend. So bemerkt man leicht, daß man den Weg durch ein glückliches Land mache; die schöne Natur erhebt die Stimmung, und man eilet, den Sommeraufenthalt des Monarchen zu sehen, der das Wohl des Landes begründet, und nur über glückliche Unterthanen zu regieren hat.

Durch den freundlichen Markt Larenburg, wo die gut gebauten Häuser den Wohlstand der Einwohner verrathen, gelangt man zu dem k. k. Lustschlosse. Schon von dem Marktplatze aus gewähren die Springteiche, die schöne Halbrunde der Bäume, von den niedlichen Hofgebäuden begrenzt, eine einladende, holde Ansicht. Der Garten selbst, in einer Ausdehnung von zwey Stun-

den im Umfange, liefert alles, was man von englischen Gärten nur immer erwarten kann.

Aus einem ungebildeten Walde ist durch die Arbeit vieler Jahre dieser herrliche Park auf kaiserliche Veranstellung geschaffen worden. Von Franz I., dem Großvater unsers geliebten Monarchen, haben alle Regenten an der Verschönerung desselben gearbeitet, und neue Anlagen hinzu gesetzt. Aber während der Regierungsjahre unsers gnädigsten Kaisers Franz sind die merkwürdigsten Partien entstanden; nur einige alte Bäume, die regelmäßigen Alleen und die eigentlichen Wohngebäude stammen aus einer früheren Zeit her.

Fast alles, was man in dem weitläufigen Parke bewundert, ist das Werk der Kunst bis auf die Wässer, welche den Garten in verschiedenen Richtungen durchschneiden. Der Schwächatbach ist künstlich hierher geleitet worden; der Wiener-Canal, der durch den Park geht, ist ein Werk der Kunst. Nicht weniger sind es die Haine, Hügel, Felsen, Seen, welche zur Verschönerung der einzelnen Partien gleichsam hinzugezaubert wurden. Der Park ist sehr reich an einzelnen gefälligen und interessanten Anlagen, die durch ihre Mannigfaltigkeit und mahlerische Ansichten ungemein ergötzen, sich aber vorzüglich durch die Eigenheit auszeichnen, daß die meisten die Erwartung auf etwas ganz Anderes hinleiten, als am Ende gewährt wird. Überraschung und eine so unschuldige als seltliche Neckerey der Zuschauer scheint der Zweck vieler Anlagen gewesen zu seyn.

Die Einsiedeley.

So erregen die frommen Inschriften vor der Einsiedeley Gedanken an das Höchste, womit sich der Mensch in der Einsamkeit beschäftigen kann, und stimmen zu Ernst und Feyerlichkeit. Man betritt die Zelle des Einsiedlers, und durch einen angebrachten Mechanismus fährt der aus Wachs täuschend gemachte, langbärtige Mann in die Höhe, und erschreckt die sich ihm Nähernden. Man will sich von diesem Schrecken erholen; einige setzen sich auf die nebenstehenden Stühle, und diese fangen zu pfeifen an; andere lassen sich auf das Sopha nieder, aber dieses bricht unter ihnen zusammen, und alle fallen zur Erde. So löset sich der Ernst in der Einsamkeit in Scherz und Lachen auf.

Doch damit ist die Überraschung noch nicht geendet. Im Mittelzimmer der Einsiedeley ist unter dem Bilde des heiligen Franciscus ein Bethschämel. Kaum hat man sich niedergeknet, so springt das Bild in zwey Flügel aus einander, und eine schöne Frau von Wachs, bis zur Täuschung lebend abgebildet, und mit Blumen geziert, erscheint.

In dieser Einsiedeley ist alles angebracht, was die Eremiten zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse brauchen. Es befindet sich in derselben eine wohl eingerichtete Küche, ein Gemüsegärtchen, und ein von Cypressen beschattetes Grab erinnert den Eremiten an den Tod.

An einem andern Plaze findet man

eine türkische Moschee,

mit dem halben Monde geziert. Aus einer Thür des Minarets oder Thurmes tritt ein ausgestopfter Türke hervor, der sieben Mal des Tages die Muselmänner zum Gebethe ruft. Eine kleine Treppe führt durch eine offene, auf zwey Säulen ruhende Vorhalle zur Pforte, über welcher eine türkische Inschrift steht. Das ganze Äußere dieses Gebäudes ist wie eine Moschee in der Türckey; man erwartet also auch die innere Einrichtung derselben zu beschauen. Die Flügel rauschen auf, und statt derselben erblickt man — ein Ringenspiel oder mechanisches Turnier-Spiel, wo schön geschnitzte Pferde und hölzerne Esclaven die Wagen ziehen. Angenehm überrascht wird man durch einen Korkenkopf, an einem Pfahl als Ziel angebracht. Wird dieser mitten auf die Stirn getroffen, so fällt er mit großem Geräusche in zwey gleiche Theile aus einander. Nicht weit von der Moschee bemerkt man

einen Holzstoß.

Niemand ahnet, daß hinter dieser bescheidenen Außenseite sich ein üppiges, liebliches Cabinet befindet, an dessen Verzierungen an den Wänden und auf den schön gestickten Stühlen und dem Sopha sich der Fleiß einer geschickten Hand geübt hat. Man sieht an den angebrachten Zettelchen, Karten, Denkprüchen und einem Allerley von Tändeleien, daß hier ein heiterer Geist verweilet hat,

Wer erwartet so etwas hinter einem Holzstoße. Die Malhlerer ist von Gellings Erfindung. Am meisten auf Überraschung oder vielmehr auf eine gutmüthige Neckerey berechnet war

Das Haus der Laune,

mit welchem man vor Kurzem eine Veränderung vorgenommen hat. Es verdankt seine erste, absichtlich sonderbare Einrichtung den Angaben der jetzt verstorbenen guten Kaiserinn Maria Theresia, welche hier nicht so wohl ein Gebäude zur Erweckung der guten Laune, als vielmehr eine Satyre auf alle bösen Launen errichtet wissen wollte. Daher mußte alles im Widerspruche mit dem gemeinen Sinn ausgeführt werden.

Auf dem Eingangsplatze stand eine weibliche Figur, aber der Kopf war von einem Ziegenbocke entlehnt, zum Zeichen, daß die Laune oft hübsche Sprünge machen könne, daß es aber mit ihrem Kopfe nicht so richtig wäre. Die Mauern des Hauses, welches eigentlich von Holz erbauet ist, sind von Außen verschieden bemahlt. Zu unterst sind Felsen, das mittlere Stockwerk scheint aus Getreidegarben aufgethürmt. Das Ganze war mit Honigfladen, Wachs und Zuckerhüten gedeckt. Statt der Wetterfahne waren mehrere mit Wind gefüllte Ballons angebracht. An den vier Seiten des Gebäudes stehen vier Thürme, wovon der eine ein Vogelhaus, der andere den Parade-Platz auf der Burgbastei, der dritte ein Taubenhaus und der letzte eine Festung vorstellt. Ein runder Thurm, der die Treppe enthält, ist unten mit Urnen und Hieroglyphen, in der Mit-

te mit halbverschlossenen Fenstern, und weiter hinauf mit beblühten Köpfen von Opfthieren verziert.

Das Innere übertrifft noch das Äußere an wunderlichen Einfällen. Da findet man ein Ankleidezimmer, worin ein Pudel ein leeres Pudersäckchen trägt, zwey Affen den Püster (Pufferl), ein Bär den Spiegel, ein anderer Hund den Pudermantel, ein dritter den Kamm, ein vierter das Nadelküssen hält.

Unfern diesem Cabinette trat man in ein reinliches Zimmerchen, zu einem eben nicht reinlichen Gebrauche bestimmt. Hier sah man als ausgestopfte Puppen mit lächerlich verzerrten Gesichtern einen Arzt, eine Kammerfrau, eine Wärterinn mit einem Kinde, u. a. m.

Werkwürdig ist die Küche. Sie stellt die Hölle vor, wie man sich dieselbe vor Zeiten einbildete. Einige Teufel mit Bocksfüßen und Hühnern sitzen auf dem Herde und spielen Karten, während andere durch den Schornstein ausfahren.

So gibt es ein Musik Zimmer, worin Wände und Boden mit Noten verziert, und Tische, Stühle und alle übrigen Möbeln aus Musik Instrumenten zusammen gesetzt sind. Sogar der Kronleuchter ist eine Pauke.

Es gibt ferner ein Spielzimmer, worin sich Abbildungen aller Spiele finden; ein Stroh Cabinet, worin alles aus Stroh verfertigt ist; eine Bibliothek, wo Wände und Boden mit hunderterley Titeln und Briefen bemahlt sind, wo die Globus als Kronleuchter und die Dinten- und Streugesäße zu Sesseln dienen.

Ein anderes Zimmer enthält eine Kupferstichsammlung. Das oberste Stockwerk enthält, was sonst zu unterst ist, einen vollständig eingerichteten Keller mit einer Weinpresse. So scheint das ganze Haus aus den wunderbarlichsten und regellosesten Einfällen entstanden zu seyn, und ergezt dadurch, daß man hier alles verkehrt und sonderbar antrifft.

Die Fischerhütten.

Durch die traulichen Gänge eines Dickichts gelangt man zu einem Pfahle, der die Nähe des Fischerdörfchens verkündigt. An den Bäumen herum hängen Fischreusen und Netze; von Rudern, Haken und Stricken sind die Hütten umgeben. Nicht fern von den Hütten steht ein Tempel der Fischer so prunklos, wie ihre Lebensart. Acht Baumstämme tragen ein rundes Dach von Rohr, und eine zugedeckte Wassertonne ist der Altar, auf dem sie ihrer Güter Bestes der Gottheit opfern.

In den äußern Fenster-Nischen enthält die größere Hütte eine Gallerie von verzerrten Menschengesichtern. Im Innern derselben herrscht Einfachheit. Einfach sind die wenigen Möbeln, wie in der Hütte armer, aber zufriedener Menschen. Nur der niedliche Tisch zieht aller Augen auf sich, auf welchem die ganze Fischergegend durch die Hand der Kaiserin Maria Theresia, die so gern an diesem Lieblingsorte verweilte, mit lebhaften Farben wie hingezaubert sich darstellt.

Dieses friedliche Dörfchen ist in eine der schönsten Gegenden des Parks hingestellt. Ein nahe

Wasserfall störet angenehm die friedliche Stille, welche in den dunklen Baumgruppen herrscht; diese einer lieblichen Aue ähnlich, umgeben das traute Dörfchen. In sich verschlossen reht der Wanderer seine Schritte vorwärts, bis ihn

die schäumende Cascade.

aus dem tiefen Nachdenken weckt. Mit großer, aber unsichtbarer Kunst, wodurch die Natur um so täuschender nachgeahmt ist, sind die Steine und Felsen hingestrent, durch welche sich das Wasser schäumend durchwindet. Von diesem anmuthigen Plage, dem man sich ungerne entreißt, hat man die Aussicht auf die chinesische Brücke und den chinesischen Pavillon, welche über einen Teich führt, in welchem große Karpfen ihr munteres Spiel treiben, und sich um die hineingeworfenen Brosamen herum balgen; unbändigen Knaben ähnlich, die sich um einen hingeworfenen Apfel in dem Staube wälzen.

Das holländische Dörfchen.

Glaubt man durch die Einbildungskraft bey dem Geläute der gläsernen Glocken, mit welchem der Pavillon eingesäumt ist, bey der Ansicht so fremder Gegenstände, bey einem Blicke in den Spiegel des Teiches, der mit dem Pavillon und den ihn umgebenden Gebüsch und Wiesen eine unbekanntere freundliche Landschaft dem Auge darstellt, in ein fremdes Land hingezaubert zu seyn, und hat man die irrende Phantasie wieder zu recht geleitet, so fühlt man sich durch den Anblick der holländis

ſchen Meierey neuerdings und angenehm über-
raſcht. Ein Haus, zwey Stockwerk hoch, welches
ſich durch ſein ſeltſames Äußeres und durch ſeine
einfache, aber ungemein reinliche und niedliche
innere Einrichtung von allen heimlichen Dorfwoh-
nungen unterſcheidet, mit allen zur Landwirth-
ſchaft gehörigen Nebengebäuden durch niedere
Zäune eingefriedet, mit den wirthſchaftlichen Haus-
thieren bevölkert, verſetzt den Wanderer plößlich
in die Heimath des arbeitsamen und reinlichen
Holländers, und die Täuſchung wird noch durch
die Bäume, welche nach den Abſtufungen ihrer
Farben hier künstlich geordnet ſind, vermehrt.
Mahlerischer kann ſich nicht leicht eine Landſchaft
darſtellen, würdig, daß ſich der Pinſel eines
Künſtlers daran übt.

Der See.

Nicht minder anziehend ſind die einfachen
Baum-Partien an dem Ufer des großen Sees.
Ein Gemüſche von beynahe allen inländiſchen und
vielen fremden Arten der Bäume umgibt den hel-
len Waſſerſpiegel, aus welchem mehrere Inſeln
mahleriſch empor ſteigen. Der Abſtich mit den
Rieſenbäumen des alten Parks, die Helle, in
welche man plößlich aus deſſen dunklem Schatten
tritt; die in verſchiedenen Richtungen ſich schlän-
gelnden Wege; die überräſchenden Ausſichten, die
ſich eröffnen, ſo bald man das Ende der mannig-
faltig gewundenen Gänge erreicht; alles vereinigt
ſich, die Landſchaft, die das Auge überſieht, höchſt
reizend darzuſtellen. Über den See, auf welchem
Kähne, mit neugierigen Wallern beſetzt, der

herlichen, in der Mitte des Wasserpiegels vor
Unfer liegenden Fregatte zurubern, erhebt sich ein
48 Klafter hoher Felsen, auf welchem Ruinen
nach dem Model der alten berühmten Habsburg
erbauet sind. Als ein tröstendes Seitenstück dieser
Ruinen ladet die durchaus im alten Styl erbaute,
völlig bewohnbare

Franzens-Burg

ein, wo man sich auf einmahl in die Zeiten des
grauen Mittelalters veretzt sieht. Ein Schloß in
Tyrol, welches Kaiser Maximilian I. zu sei-
nem Lieblingsaufenthalte gewählt hatte, wurde
zum Muster dieser Burg erwählt, und mit großen
Kosten alles Haus- und Waffengeräthe aus den äl-
testen Zeiten in der ganzen Monarchie aufgesucht,
und in dieselbe herbey geschafft.

Eine große eiserne Pforte schließt den Ein-
gang der Burg. Man zieht die Glocke zum Zei-
chen, daß man eingelassen zu werden wünscht.
Bald hört man von Innen das Geklic der Schlüs-
sel, und in der großen Pforte öffaet sich ein klei-
nes Thürchen, durch welches man sich mit eiziger
Mühe durchwindet. Mit gleicher Vorsicht wur-
den die Thüren der alten Ritterschlösser vormahls
aufgethan. Noch unter der Einfahrt wird der
Stoß und die Waffen abgenommen; dann aber
ist ein g-fältiger Führer bereit, die Ang-kommenen
durch alle Theile der Burg herum zu geleiten, und
ihnen die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. So wurde
in den alten Rittervesten der Fremdling mit Miß-
trauen auf der Schwelle empfangen; aber im Hau-
se selbst wartete die Gastfreyheit seiner.

Aus dem düsternen, vielwinkligen Hofe, in dessen Mitte ein steinerner Ziehbrunnen ist, führt eine Treppe auf den runden hohen Thurm. Man besteigt auf 175 Stufen die Zinne, von welcher herab man einen großen Theil des schönen Donau-Thales überseht.

Das obere Gemach im Thurm ist ein Empfangssaal, dessen bemahlte Fenster, Stühle, Tische, Wandmahlerey, Vorhänge u. s. w. aus dem Alterthume abstammen, und durch ihren Geschmack in eine abgelebte Zeit versetzen. Ein großer runder Tisch vom Jahre 1591 zeigt durch sein auf eine Steinplatte geätztes Gesellschaftspiel mit freyen altdentschen Reimen, wie unsere Ahnen bey freyen Zusammenkünften sich unterhalten haben.

Unter dem Empfangssaale gelangt man in den Gerichtssaal. Die Wände sind mit schwarzem Marmor ausgelegt, die Gerichtstafel schwarz; die Stühle dunkelbraun, die Fenster klein und die Beleuchtung spärlich; alles düster und Ehrfurcht gebiethend. Fast in der Mitte der schwarzen Gerichtstafel erhebt sich ein ähnlicher mit Gold verzierter Verschlag in Menschenhöhe, in den man die der Zauberey Angeklagten vormahls aus dem unterhalb befindlichen Kerker herauf zog, daß bloß ihr Kopf sichtbar war, und so die Untersuchung mit ihnen pflegte.

Um freyer zu athmen, tritt man aus der altritterlichen Strenge, wo manches Opfer des dummen Aberglaubens fiel, ins Freye, auf die Gallerie, die um den Thurm läuft. Unter einem spitzigen Thürmchen, das statt der Wetterfahne einen geharnischten Ritter trägt, ist die

Wohnung des Burgpfaffen. Auf den gemahlten Fenstern sieht man Figuren und Inschriften. In der nicht weit davon entfernten Wohnung des Burgvogts findet man einige altdeutsche Kleidungsstücke und ein mit Eisenbein gezieretes Bett von Kaiser Carl IV.

An die Gallerie sibt noch das Luegeck oder die Warte, und der Capitulations-Balken. Auf der Gallerie innerhalb der Mauer standen bey feindlichen Angriffen die Bertheidiger der Burg. Noch jetzt ist sie auf der breiten Mauer mit Doppelhacken besetzt, und am Luegeck wurden die Feinde beobachtet, so wie vor dem Capitulations-Balken Anträge zum Vergleich oder zur Übergabe gemacht wurden.

Man steigt abwärts, einige kleine Gefängnisse vorüber, die kaum Platz genug gewähren, sich der Länge und Höhe nach auszustrecken. Sie sind mit starken und eisernen Thüren verrammelt. Über dunkle Treppen gelangt man in einen dumpfen Kerker, nur durch eine düstere Lampe erhellt. Um die Täuschung zu vollenden, sieht man einen halbnackten Gefangenen, und einen Tempelherren, der unwillig mit seinen Ketten rasselte. Auf dem Boden des Kerkers zeigt eine Gitterthür das Grauenvolle des engen, noch tieferen Burgverließes.

Man eilt bey diesen Scenen des Schreckens vorüber. Eine Vorhalle mit Gemälden geziert, die eine altdeutsche Masckerade oder Mummerey darstellen, führt in den Gesellschafts saal des Ritters. Auch hier sind alle Geräthe und Ausschmückungen altdeutsch, theils wirkliche, mit Sorgfalt aus den Klöstern und Schloßern der Mo-

narchie zusammen gebrachte Antiken, theils mühsam und täuschend nachgebildet. Die bemahlten Fenster, der Ofen mit der Jahreszahl 1580, (aus dem Stifte Wilhering im Lande ob der Enns hierher versetzt,) die geschnitzten Holztafeln an der Decke, die bemahlten Wände, einen Turnier-Zug vorstellend; das Geräthe; unter demselben ein niedlicher Schrank mit Säulen von Lazur-Stein, und herrlichen kleinen Gemälden, eine Antike, die schon vor hundert Jahren von Rom nach Wien gebracht wurde, alles dieses stellt uns die häuslichen Umgebungen der Vorzeit lebhaft vor Augen; und manches sinnvolle Bild bezeugt, daß die schöne Kunst der alten rauhen Zeit nicht ganz fremd war, und schon die Sitten zu mildern begann.

Die **Waffenkammer**, in welche man nun geführt wird, ist reich an schönen alten Rüstungen. Sechs wohl geharnischte Ritter und drey gewaffnete Frauen beleben das Bild, das die symmetrisch geordneten Fahnen, Schwerter, Hellebarben, Armbrüste, Helme u. dgl. darstellen. Man zeigt auch hier einen Stuhl, welchen Kaiser **M a r i m i l i a n I.** eigenhändig aus Elendgeweißen zusammen gesetzt hat. In einer zweyten Abtheilung der Rüstkammer sieht man eine Gruppe aus Wachöfiguren, Seine Majestät, unsern Kaiser **F r a n z** in Ritterrüstung vorstellend, wie er umgeben von seinen erlauchten vier Brüdern, den Erzherzogen in Harnisch den Kronprinzen zum Ritter schlägt.

Den Eingang in das **Wohnzimmer** bewacht **Stephan Fadinger** in seiner eigenen vollen Rüstung, wie er sie als Anführer der ob der Ennsischen aufrührischen Bauern einst getragen

hat. Das Zimmer selbst ist mit Bildern geschmückt, die Scenen aus dem Leben Maximilians I. vorstulichen. Auf einem derselben erblickt man im Hintergrunde das Schloß, nach dessen Form die Franzens-Burg erbauet worden ist. Die mit rothem Sammet bekleideten Wandbänke geben ein Beispiel von der Prachtliebe unserer Ahnen. Der Trinksaal enthält in einer Nische altdeutsche Speisegeschirre aller Art, und Tringefäße von Silber, Elfenbein, Straußen-Eyern und anderen Stoffen. In der Mitte desselben befindet sich unter einer braunen antiken Tafel ein Orgelwerk. Über demselben schwebt ein uralter Hängeleuchter mit hornenen Windschirmen aus dem Stifte Lützenfeld hierher gebracht. Noch viele andere Merkwürdigkeiten zieren diesen Saal.

Der Wohnung der Burgfrau gebührt noch besondere Aufmerksamkeit. Hier findet man mehrere interessante Gegenstände aus der Vorzeit, als das Brautbett Kaisers Rudolph II. hinter einem himmelblauen Vorhang, ein Gebethbuch aus dem 14ten Jahrhunderte, eine alte Uhr, Wandsiße mit purpurrothem Sammet bekleidet, die 700 Jahre alt seyn sollen, und einen alten Spiegelschrank mit einem Schreibzeuge, und den Putzerfordernissen der Burgfrau. Unter den Gemälden ist eine gute alte Copie vom Jahre 1654 nach Albrecht Dürer, die Verehrung der heiligen Dreyfaltigkeit vorstellend.

Aus den stillen, durch das von oben einfallende Licht etwas düsteren Zimmern der Frauen gelangt man in den ritterlichen Prunksaal, der durch einen vergoldeten, mit dunkelrothem Damast behangenen Thron ein imposantes Ansehen erhält.

Zwey große Gemählde, die Krönung unsers geliebten Monarchen zum römischen Kaiser in Frankfurt, und die Versammlung des Kaisers, der Churfürsten und Fürsten in dem Speisesaale auf dem Römer in Frankfurt sind anziehend, und schon deswegen merkwürdig, weil sie durchgängig die wohlgetroffenen Portraite der gegenwärtigen hohen Personen darstellen. Höchle hat sie gefertigt. Ober den Thüren sind die Bildnisse des Kaisers Franz und seiner zweyten Gattin, der Kaiserinn Maria Theresia, täuschend getroffen, und in alldentscher Tracht. Kreuzinger hat sie gefertigt. Die Decke mit seinem künstlichen Schnitzwerk von Holz ist ein Alterthum aus dem Stifte Zwettl.

Die Capelle der Burg ist auch sehenswürdig. Das ganze marmorne Gewölbe derselben ist eine Antike, und aus dem Dome von Klosterneuburg hierher gebracht. Der hohe Tabernakel von gothischer Arbeit ist sammt den Figuren aus einem einzigen Steine. Unter dem ritterlichen Oratorium sieht man eine Abbildung der feyerlichen Legung des Grundsteines zu dieser Capelle durch seine Majestät den Kaiser am 27sten Julius 1801.

Aus den Mauern der Burg führt eine Brücke ins Vorwerk. Hier sind die Wohnung des Burgwärters, eine Stallung, Sattelkammer, ein Bad unter der Rotunde mit dem Adler, eine Küche und eine Waffenkammer für die Kuappen rund herum angelegt.

Der Tempel der Diana.

Zwischen hohen Gängen, die sich an den Ufern des Flüsschens stromaufwärts ziehen, erblickt man den Tempel der Diana. Auf seiner Wölbung sieht man, meisterhaft durch Vincenz Fischer dargestellt, den zur Belagerung Troja's ziehenden König Agamemnon, wie er Dianens Lieblingsrath erlegt. Zur Strafe beschloß die Göttinn, durch Windstille das Absegeln seiner Flotte zu hindern, bis er durch die Opferung seiner eigenen Tochter Iphigenie die beleidigte Göttinn versöhnen würde. Mit blutendem Herzen ergab sich Agamemnon dem Willen der Göttinn; doch Diana ließ das Opfer nicht vollbringen, sondern hüllte Iphigenien in eine schützende Wolke, und brachte sie in ihr Heiligthum auf Tauris.

Ein gerader, weit aussehender Schattengang führt von Dianens Tempel über den breiten, zur Schiff-Fahrt eingerichteten Canal, dann durch junge Baumpflanzungen zum

Tempel der Eintracht.

Auf drey Stufen über der Erde erhaben, stützen acht korinthische Säulen eine Kuppel mit einer prächtigen Architrabe. Ihr Inneres ist mit geschmackvoller Stuckarbeit ausgelegt. Auf der Vorderseite steht:

Templum Concordiae.

(Tempel der Eintracht.)

Rückwärts:

MDCCLXXXIV-

C. C. M.

(1794.)

(E. E. Muretti, Mahme
des Architekten.)

Zu beyden Seiten stehen die Mahmen der erhabenen
Erbauer:

F. II.

M. T.

(Franz II. und Maria Theresia.)

Der Turnier = Platz.

Nicht fern von der Franzens-Burg zeigt sich der zu den Kraftübungen der alten Ritter bestimmte Turnier-Platz. Eine ausgedehnte Fläche im Vierecke ist mit altdeutschem Mauerwerke eingefriedet. Die Balcon der Burgfrauen und Zuschauer, die Schranken, die erhöhten Sitze für die Kampfrichter geben eine deutliche Idee von der Einrichtung dieser ritterlichen Übungen der grauen Vorzeit. Doch nicht immer unbenützt war dieser Platz. Erst vor einigen Jahren tummelten die erlauchten Erzherzoge, von dem hohen Adel Österreichs umgeben, ihre muthigen Rosse auf diesem Kampfplatze, und gaben Tausenden von Zuschern aus allen Ständen das herrliche Schauspiel eines alttritterlichen Turniers.

Wenn schon die ritterliche Franzens-Burg mit ihren nächsten Umgebungen ein Sammelplatz altdeutscher Denkmähler genannt werden kann, so

hat der Park nebst den schon angeführten Merkwürdigkeiten noch eine so große Mannigfaltigkeit an Schönheiten, daß die Länge des Tages kaum hinreicht, bey jeder derselben einzeln zu verweilen. Überall zeigt sich aber auch die größte Liberalität und Herablassung des geliebten Kaiserhauses. Durch den ganzen Park, und bey jedem einzelnen merkwürdigen Gegenstande sind Wachen vertheilt, die mit zuvorkommender Gefälligkeit den Waller begleiten, und ihm dienlichen Aufklärungen geben, welche besonders in der Franzens-Burg interessant werden. Am See stehen viele Rähne bereit, deren sich die Lustwandelnden ungehindert zu einer Wasserfahrt bedienen können, und sind sie unkündig, das Ruder zu führen, so erwarten die am Ufer harrenden Schiffsoldaten ihren Wink, um die Leitung des Rähnes zu übernehmen; und nicht selten, besonders an kühlen Sommerabenden sieht man Seine Majestät den Kaiser selbst mitten unter einer Anzahl Rähne von den verschiedenartigsten Wallern aller Gegenden besetzt, mit seiner erlauchtesten Gemahlinn und der erhabenen Familie an dem Vergnügen der Wasserfahrt theilnehmen.

Für Jedermann steht der Eintritt in den herrlichen Park offen. Keine Mauer, kein Thor verschließt den Eingang, und obwohl er zum ländlichen Sommeraufenthalte des Kaisers allein bestimmt ist, so wimmelt er doch, besonders an arbeitsfreyen Tagen von einer Menge Lustwandelnden aus allen Ständen, die weit und breit herbeystürmen, um Vergnügen in demselben zu suchen. Und zu welchem Grade wird dasselbe erhöht, wenn man seine Majestäten, den Kaiser und die Kaiserinn, die erlauchten Erzherzoge und

Erzherzoginnen zu begegnen das Glück hat, deren herablassende Huld in Mienen und Blicken weit über alle Schönheiten des Parks entzückt!

Zwente Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683.

Ursache des Krieges.

Der Ungarische Graf Emerich Eszöly, das Haupt der mißvergnügten Ungarn, hatte es durch glänzende Verheißungen und immerwährende Aufwiegelungen bey dem türkischen Hofe dahin gebracht, daß ihm derselbe Hülfe gegen seinen rechtmäßigen Herrn, Kaiser Leopold I. versprach, und von Ludwig XIV., König von Frankreich aufgemuntert, sich mit aller Macht gegen Osterreich zum Kriege rüstete. Der Kaiser versuchte alles, um diesem verderblichen Kriege vorzubeugen. Er hielt einen Landtag in Odenburg, um die mißvergnügten Ungarn zu besänftigen, und hob größtentheils ihre Beschwerden, welche sie da vorbrachten. Aber Eszöly war hartnäckig, trogte auf die versprochene Hülfe des Sultans, und wies die vortheilhaftesten Anträge zurück, die man ihm machte. So weichen hartnäckige Menschen aller Gelegenheit, sich mit ihren Gegnern

I. Bändch. E

zu versöhnen, vorsätzlich aus, und ziehen ein Leben voll Verdruß, Mißgunst und Ärger dem süßen Bewußtseyn vor, seinen Feinden vergeben zu haben. Wie schändlich, wie verderblich ist es aber, welches fremdes Unglück ladet man auf sich, wenn man sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn empöret, und Ursache ist, daß Ströme von Blut fließen. Der Kaiser, welcher nur Frieden wünschte, schickte den Grafen Albrecht Caprara mit annehmbaren Friedensvorschlägen nach Constantinopel; aber er mußte drey Monathe warten, ohne Zutritt bey dem Sultan zu erhalten, und dann wurden solche Friedensbedingnisse vorgeschlagen, die der Osterreichische Hof unmöglich annehmen konnte. Zu dem brachten einige aus Constantinopel zur rückkehrende Dienstreute des Grafen Caprara die bestimmte Nachricht mit, daß die Türken unabläßig und mit allen Kräften sich zum Kriege gegen Osterreich rüsteten.

Vorbereitungen zum Kriege.

Nun mußte Kaiser Leopold I. wider Willen ein Gleiches thun. Eine allgemeine Kriegsteuer wurde ausgeschrieben; der gesammte Adel und die Geißlichkeit mußten den hundertsten Theil ihres Vermögens erlegen. Alle Bewohner Wiens erhielten Befehl, sich binnen vier Wochen mit Lebensmitteln auf ein Jahr zu versehen; wer dieses nicht im Stande war, sollte sich nach Linz oder Prag begeben. Alle um die Stadt liegenden Hügel, welche dem Feinde einen Vortheil gewähren konnten, wurden abgetragen, die zu

nabe liegenden Häuser der Vorstädte niedergerissen, die Festungswerke ausgebessert und mit 30,000 Pausfaben versehen. Jedes Haus auf dem Lande mußte durch zwey Monathe einen Mann zur Arbeit bey den Festungswerken stellen, und demselben nebst der freyen Wohnung in den Vorstädten sechs Kreuzer Lohn abreichen, wofür er sich bey dem damaligen Preise der Lebensmittel verkösten konnte. Dadurch erhielt man 3000 Arbeiter, welche mit Freuden zugriffen, und da in der Folge diese nicht zureichten; legten die treuen Bürger und Geistlichen in edlem Gemeinfinne Hand an, um die Kaiserstadt befestigen zu helfen. — Sehet da, liebe Freunde, welches Unheil dieser hartnäckige Empörer gleich Anfangs über Oesterreich gebracht hat. Wie wird er durch das Betragen der biedern Oesterreicher beschämt, die aus Liebe zum Vaterlande und zu ihrem Monarchen alle diese Lasten geduldig litten, und noch mehr thaten, als von ihnen gefordert wurde, weil das Vaterland in Gefahr war.

Zudeffen suchte der Kaiser auch auswärtige Hülfe. Das gesammte deutsche Reich und der König von Pohlen, Johann Sobiesky, versprachen, ihn nach Kräften zu unterstützen. Pabst Innocenz XI. sandte ihm 1,200,000 Kronen Geldes zur Führung des Krieges. — Die gerechte Sache findet überall Unterstützung. Handle recht, scheue niemand.

Die kaiserliche Armee zieht sich nach Wien zurück.

Der Feldherr der kaiserlichen Armee in Ungarn, Herzog von Lothringen, wurde von den Türken hart gedrängt, welche alles mit Feuer und Schwert verheerten, und nur die Städte Bruck an der Leytha, Eisenstadt und Odenburg verschonten, welche sich treulos unter Tököly's Schutz begaben. Bald wäre der Feldherr, welcher durch die Besatzungen, die er in die Festungen Leopoldstadt, Raab und Komorn warf, sich sehr geschwächt hatte, mit den noch übrigen 12,000 Fußängern und 11,000 Reitern durch die bis an die Gränze Oesterreichs streifenden zahlreichen Horden der Tartaren eingeschlossen worden; schon wurde Wien durch das Gerücht von diesem Unfalle beunruhiget, als es ihm endlich doch gelang, die Armee mitten durch die Feinde nach Wien zu führen, wo ein Theil derselben von den Generälen Caprara und Montecuculi geführt, zuerst eintraf. Bey Petronell hatte sich ein Gefecht entsponnen, welches Anfangs glücklich für die Muselmänner war, aber sich doch zum Vortheile der Oesterreicher entschied, die ihren Rückzug gegen Wien fortsetzten.

Kaiser Leopold I. flüchtet sich von Wien.

Da der Feind schon so nahe war, mußte sich der Kaiser mit seiner Familie aus Wien flüchten. Dem tapfern Ernst Rüdiger Graf von Stahrenberg übertrug der Kaiser die

Vertheidigung seiner Residenz, verließ am 7ten Julius 1683 traurig mit seiner Familie die Burg und die armen Wiener, die wie verwaifete Kinder den Wagen umgaben, und mehr für das Wohl ihres Landesvaters, als für ihr eigenes besorgt waren, und reisete auf dem jenseitigen Ufer der Donau nach Linz zu. Als er das erste Nachtlager zu Korneuburg hielt, waren schon die streifenden Tartaren bis an den Rahlenberg gekommen, und hatten das damahls sich dort befindliche Camaldulenser-Kloster nebst der Leopolds-Kirche in Brand gesteckt. Die Reise des Kaisers wurde von Vbsegesinnten verrathen; die Tartaren folgten ihm auf dem Fuße nach, und kaum war er zu Linz angekommen, als sie sich auch dort schon zeigten. Deswegen mußte er sich nach Passau begeben.

Nach der Abreise des Kaisers glaubte sich niemand mehr sicher in der Stadt. Gegen 60,000 Personen verließen Wien, und viele von ihnen geriethen den streifenden Tartaren in die Hände. Die Arbeiter vom Lande retteten sich nach Hause; alles war in größter Bestürzung und Verwirrung. Da langte zum Troste am 8ten Julius der Herzog von Lothringen an, und zog unter dem Schalle der kriegerischen Musik mit der Cavallerie in die Labor-Aue, und lagerte sich dort, um die Infanterie zu erwarten, welche vom Marchfelde her im Anzuge war.

Wien wird eilig in Vertheidigungsstand gesetzt.

Graf Stahrenberg verdoppelte die Arbeiten an den Festungswerken; jedes Haus mußte

einen Mann stellen; aber da brauchte es keinen Befehl, jeder liebte seinen Fürsten und sein Vaterland, je größer die Gefahr war, desto mehr wuchs Gemeingeist und Bürgerfinn. Eine Menge Freywillige fanden sich zur Arbeit ein, die angesehensten Bürger, Geistliche aus allen Orden, die Einwohner aus allen Ständen griffen zu. Der Bürgermeister von Liebenberg legte zuerst Hand an, und begeisterte durch sein Beyspiel alles zur thätigsten Mitwirkung. Alles anwendbare Bauholz, alles Brennholz wurde in die Stadt, und unter alle Dächer zur Vorsicht gegen Feuersgefahr Wasser geschafft. Es wurden 1200 arbeitslose Handwerker von dem Magistrate in Dienst genommen, und mit Gewehren zur Vertheidigung der Stadt versehen. Alle Stände wollten die Treue gegen Fürsten und Vaterland an Tag legen. Die Bürger, die Handwerker, die Studenten bothen sich freywillig an, sich zu bewaffnen, um mit Leben und Blut die Kaiserstadt zu schützen.

Am 13ten Julius verkündeten die rauchenden Dörfer in der Nähe von Wien, daß der Feind zur Belagerung der Stadt im Anmarsche sey. Der Commandant sah sich genöthiget, die Vorstädte, aus denen die Einwohner schon früher ihre Habseligkeiten gerettet hatten, in Brand zu stecken, damit die Feinde sich nicht in denselben festsetzen könnten. Nur die Leopoldstadt blieb damals noch verschont.

Am 14ten Julius rückte die ganze türkische Hauptmacht heran und breitete ihre unübersehbaren Scharen von Menschen, Pferden, Kamehlen, Maulthieren, Ochsen und Wägen vom Lagerhölzel bis nach Rußdorf in Form eines Halbmondes aus.

In wenigen Stunden sah man in diesem Raume über 25,000 Zelte errichten, unter denen sich besonders jenes des Großveziers zu St. Ulrich (jetzt Spitalberg) durch Pracht und Umfang auszeichnete. Alles dieses konnte man vom Stephans-Thurme sehr deutlich ausnehmen, auf welchem sich auch der tapfere Commandant von nun an sehr oft befand. Noch heute zeigt man die Bank, auf welcher er gesessen, und die Vertheidigung geleitet haben soll.

Stärke der Besatzung.

Die Besatzung der Stadt belief sich auf 13,600 Mann. Außer dieser wurden alle waffenfähige Einwohner zur Vertheidigung aufgebothen. Die Bürger, 2400 Köpfe stark, wurden von ihrem Bürgermeister Liebenberg, und Stadtdoberkämmerer Focky; die Studenten, 700 Mann an der Zahl, von dem Rector Magnificus; die Hofbedienten und Hofbefreyten, 1000 Mann stark, von dem Grafen Mar von Trautmannsdorf angeführt. Die Fränkische Frey-Compagnie, die Zünfte und Handwerksbursche zählten 3000, die Kaufleute und Niederleger 250 Mann; so wuchs die Anzahl der Vertheidiger Wiens allmählig bis gegen 21,000 Mann; außer dieser mögen noch 60,000 Menschen in der Stadt geblieben seyn. — Wem gefällt nicht der Muth dieser biedern Bewohner Wiens, die statt in der Gefahr zu zagen, thätig zu den Waffen greifen und die Anstrengungen des Monarchen durch ihre kräftige Mitwirkung unterstützen. Sie erinnern an die

alten Griechen und Römer, wo jeder die Hand an das Schwert legte, wenn das Vaterland in Gefahr war.

Der erste Tag der Belagerung war für Wien äußerst gefährlich. Eine furchterliche Feuersbrunst äscherte das Schottenkloster nebst der Kirche ein, und hatte schon das nahe stehende Zeughaus ergriffen. 1800 Fässer Pulver, die dort aufgehäuft lagen, würden bey ihrem Aufstiegen den größten Theil der Stadt zerstört und den Feinden über die niedergesürzten Mauern einen Weg in die Stadt geöffnet haben. Doch man traf wirksame Gegenanstalten. Der Wind wendete sich, und Wien ward dieses Mahl vom Verderben gerettet. Der aufgebrachte Pöbel, der immer blindlings jeder Eingebung folgt, glaubte, daß die Ungarn, die sich in der Stadt befanden, zu Gunsten ihrer aufrührischen Landesleute vorsätzlich Feuer gelegt hätten, und mordeten in ihrer ersten Wuth mehrere unschuldige Personen dieser uns so ehrwürdigen Nation. Die Türken errichteten die ersten Laufgräben in der Gegend des heutigen Spital-Berges, und führten dort ihre Kanonen auf. Die Mauern der niedergebrannten Vorstädte dienten ihnen zur Schutzwehre. Von da aus richteten sie den Hauptangriff gegen die Löwel- und Burgastey, aber auch das Kärnthner- und Stuebenthor wurden bedroht.

Die Stadt wird beschossen,

Der Stadt-Commandant ließ 300 Kanonen auf den Wällen und neu errichteten Batterien aufführen, welche von geschickten Feuerwerkern bedient wurden. Am 15ten Julius feuerten die

Türken heftig gegen die Stadt mit Bomben, ohne viel zu schaden, nur der tapfere Commandant, der sich überall befand, wo die Gefahr am größten war, wurde verwundet, welches ihn aber nicht abhielt, die Vertheidigungsanstalten zu leiten. Da die Feinde die Stadt nicht in Brand stecken konnten, schoßen sie angezündete Pfeile, welche mit brennbaren Materialien umwunden waren, endlich glühende Kugeln hinein, aber die Anstalten gegen Feuersgefahren waren von dem einsichtsvollen Grafen Starckenberg so gut getroffen, daß sie nirgends zündeten.

Die Stadt wird von der Donau-Seite eingeschlossen.

Bis jetzt hatte der kaiserliche General Schulz die Leopoldstadt mit Cavallerie besetzt. Die Türken schlugen am 16ten Julius eine Brücke von der Rossau in die Brigitten-Aue, und von den Weißgärbern in den jetzigen Prater, und griffen mit Übermacht dieses Corps an, welches sich Anfangs muthvoll vertheidigte, endlich aber sich in die Stadt über die jetzige Schlagbrücke zurück ziehen mußte. Die Barbaren verwandelten alle Kirchen und Palläste in einen Schutthaufen, und die prächtigsten Gärten, besonders die kaiserliche Favorite, (der jetzige Augarten) wurden von Grund aus verheeret. Die armen Bewohner, die sich dort mit ihrer Habe sicher glaubten, verloren alles. Durch den Rückzug der Cavallerie war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und auch von dieser Seite von den übrigen Erblanden abgeschnitten. Die Türken errichteten bey der Donau und dem

Kloster der barmherzigen Brüder neue Batterien, und schoßen häufig Bomben gegen den alten Fleischmarkt und das Laurenzer-Kloster. Der Commandant ließ schnell Gegenanstalten treffen. Die Fenster der zunächst gelegenen Häuser wurden bis auf kleine Schießscharten vermauert, hinter denen Scharfschützen jeden Türken erlegten, der sich der Brücke näherte.

Am 19ten Julius machten die Hauptleute Kambach und Graf Guido Stahremberg einen glücklichen Ausfall gegen die Feinde, bey welchem ihre errichteten Werke zerstört, viele Türken getödtet und gefangen wurden. Aber die Feinde verstärkten von Tag zu Tag ihr Feuer gegen die Stadt: die Burg, die Häuser von dem Rärnthner-Thor bis zur Mülker-Bastey wurden stark beschädiget, der obere Theil des Thurmes der jezigen italiänischen Kirche zertrümmert; der Stephans-Thurm konnte nur durch seine feste Bauart den feindlichen Bomben widerstehen. Das Pflaster in der ganzen Stadt mußte aufgerissen werden, damit die Bomben an demselben nicht zerspringen, sondern sich in die lockere Erde vergraben konnten.

Ein Bothe wird von den Türken ergriffen.

Am 21sten Julius kam ein Reiter vom Regimente Götz, der unbemerkt von den feindlichen Wachen durch alle Arme der Donau geschwommen war, mit einem Schreiben des Herzogs von Lothringen in die Stadt, worin er die brave Besatzung zum muthigen Ausharren ermunterte, und ihr mit Zuverlässigkeit versprach, ehestens mit seiner großen Macht zu ihrer Befreyung heran zu

rücken. Man schickte ihn mit Briefen, welche in Chiffern; d. i. in Zeichen, welche bloß die Belagerten und der Herzog verstehen konnten, zurück; er wurde aber unglücklicher Weise aufgefangen, und von den Türken über den Zustand der Stadt befragt, welchen er, um sein Leben zu retten, als sehr erbärmlich schilderte. Die List gelang; durch die Hoffnung, daß sie leicht die Stadt erobern könnten, erfreut, schenkte der Großvezier dem Reiter Leben und Freyheit, ließ die aufgefangenen Briefe durch einen Pfeil in die Stadt zurück schießen, und den Belagerten in einem latein geschriebenen Zettel erklären, es sey nicht nöthig, künftig in Chiffern zu schreiben, ihr kläglicher Zustand sey den Belagerern gut bekannt, sie würden bey der nächst bevorstehenden Einnahme eine gerechte Strafe dafür leiden, daß sie den Zorn des Sultans durch eine hartnäckige Vertheidigung gereizt hätten. Die ganze türkische Armee war voll Freude über die Nachricht, welche sie von dem Reiter eingezogen hatte.

Die Türken sprengen Minen.

Die Türken fingen nun an, durch gegrabene Minen die Festungswerke zu sprengen. Die erste slog in der Gegend der Burg Vasey. So gleich stürmten die Feinde drey Mahl über den Schutt los, wurden aber so gut empfangen, daß sie mit großem Verluste zurückweichen mußten. Tages darauf machten die Belagerten einen Ausfall, zerstörten die feindlichen Batterien, und tödteten über 1000 Mann. Dafür ließen die Türken am folgenden Tage eine neue Mine springen, die eben

den Belagerten so wenig Schaden that, als ein Sturm, den sie am 27sten Julius unternahmen.

Bey allen diesen Gefechten mehrte sich täglich die Zahl der Verwundeten in der Stadt. Jedes Haus mußte für dieselben einen Strohsack herbeschaffen. Sie wurden in die Klöster zu der Verpflegung vertheilt, und die Ordensgeistlichen beiziferten sich, ihnen Labung für die im Dienste des Vaterlandes erhaltenen Wunden zu geben. Bey diesem Geschäfte zeichnete sich der Bischof von Wienerisch-Neustadt, Graf von Kollonitsch durch Bürgersinn, Nächstenliebe und Sorgfalt besonders aus. Er war wie ein Vater unter seinen kranken Kindern, denen er Trost zusprach, und väterliche Pflege verschaffte.

Die Türken rücken näher an die Stadt.

Die Türken rückten ungeachtet des heftigsten Feuers aus der Stadt mit ihren Arbeiten nun schon so nahe an die Festungswerke, daß sie mit den Belagerten sprechen konnten. Besonders bemüheten sich die Türken, sich in dem Stadtgraben festzusetzen, welches aber die Kaiserlichen auf alle mögliche Art zu verhindern suchten. Alles deutete auf einen Sturm. Die Belagerten machten die kräftigsten Gegenanstalten, sie brachten aus den Zeughäusern spanische Reiter mit eisernen und hölzernen Spitzen, Pallisaden auf Rädern, Fußtreppen mit eisernen Nägeln beschlagen, und dreyspitzige eiserne Fußeisen herbey, welche auf die Wege geschafft werden sollten, auf welchen die Türken Sturm laufen wollten. Keine Glocke in der Stadt wurde von nun an mehr geläutet, als

die große Glocke bey St. Stephan, welche das Zeichen geben sollte, daß die Feinde zum Sturme heran rückten. Bey diesem Zeichen sollte alles zu den Waffen greifen, und den bestimmten Sammelplätzen zuweilen. Diese waren für die Bürger der Hof, für die Studenten die Freyung, für die übrigen Frey-Compagnien der hohe Markt; die Soldaten hatten ohnehin bereits ihre angewiesenen Posten.

Die Türken wagen einen Sturm.

Am 1ten August stürmten die Feinde gegen das Burgthor, wurden aber tapfer zurück getrieben. Den folgenden Tag ließen sie alle Schiffe und Flöße, deren sie sich bey Nußdorf und Klosterneuburg bemächtigen konnten, den kleinen Donau-Arm, der die Leopoldstadt von der Stadt trennt, herab treiben, damit sie durch die noch im Wasser stehenden Zoche der schon abgetragenen Schlagbrücke aufgehalten würden, und sich so anhäuften, daß man über dieselben, wie über eine Brücke hin und her gehen konnte. Über dieselben wollten sie nun des Tages darauf aus der Leopoldstadt einen Sturm auf diese Seite der Stadt wagen. Aber muthige Schiffer räumten mitten unter dem heftigsten feindlichen Feuer bey der Nacht die angehäuften Schiffe weg, und vereitelten die Absicht des Feindes.

Am 3ten August gelang es den Türken, ein Vorwerk bey dem Burgthor zu erobern, und sich da festzusetzen. Die folgende Tage fingen sie an, Erde, Sand, Woulsäcke u. dgl. in den Stadtgraben zu werfen, um über dieselben sich einen Weg

zur Stadt zu bahnen. Die Besatzung machte am 8ten einen muthvollen Ausfall, vertrieb die Feinde aus ihrem eroberten Posten und zerstörte ihre Werke. Der 12te August war für die Belagerten ein heißer Tag. Die Türken sprengten an der Burg-Bassey eine Mine, durch deren Ausbruch die halbe Stadt erschüttert wurde, und liefen über die eingestürzten Mauern durch zwey Stunden Sturm. Die Besatzung vertheidigte sich heldenmüthig; 2500 Feinde fanden den Tod, muthlos wichen die Türken zurück; die Belagerten aber eilten, nach dem glücklich bestandenen Kampfe, die durch Sprengung der Mine beschädigten Festungswerke schleunig auszubessern.

Franz Koltshüsky schleicht sich in das kaiserliche Lager.

Außerst schwierig war es, während der Belagerung, Nachrichten an das kaiserliche Heer an dem jenseitigen Ufer der Donau zu senden, und von da zurück zu erhalten, weil die Stadt rings herum von den Feinden eingeschlossen war. Der Lieutenant Gregorowiz vom Heiserschen Regimente unternahm dieses Wagesstück am 9ten August, und vollbrachte es glücklich. Hierdurch aufgemunter both sich am 13ten desselben Monaths Franz Koltshüsky, ein treuer Bürger aus der Leopoldstadt an, diese gefahrvolle Sendung zu übernehmen. Er war der türkischen Sprache kündig, und mit den Sitten der Türken genau bekannt, weil er bey Handlungsgeschäften in der Turkey lange als Dolmetsch gedient hatte. Mit einem ebenfalls in der türkischen Sprache wohlversahrenen

Diener trat er in türkischer Kleidung seine Reise an, und kam bald in der Gegend der heutigen Währinger-Gasse in das türkische Lager. Ein heftiger Regen hinderte ihn, weiter zu gehen; er legte sich daher im Lager nieder, und erwartete den anbrechenden Tag. In der Morgendämmerung ging er mit seinem Begleiter, ein türkisches Liedchen singend, ganz unbefangen weiter fort. Ein Aga (türkischer Hauptmann) riß ihn in sein Zelt, bedauerte ihn wegen seiner nassen Kleidung, bewirthete ihn mit Kaffeh, und warnte ihn, nicht zu weit sich vor das Lager zu wagen, damit er nicht etwa den herumstreifenden Christen in die Hände fiele; er hatte ihn nämlich unbezweifelt für einen Türken gehalten. K o l t s c h ü k y freuzte sich über die Nachricht, daß die Kaiserlichen so nahe seyn, setzte seinen Weg schnell fort, wich behuthsam den türkischen Vorposten aus, und wurde bey dem K a h l e n b e r g e r d ö r f e l von einigen geflüchteten Muffdorfer-Bauern in einem Dachen, bevor es noch ganz hell war, auf das jenseitige Ufer übergesetzt, wo er bald auf kaiserliche Vorposten traf, die ihn in das Lager des Herzogs von Lothringen geleiteten. Noch am nämlichen Tage wurde den Belagerten in Wien durch ein zu Stammersdorf abgebranntes Losungsfeuer angedeutet, daß er seine Sendung glücklich vollbracht habe.

Die Türken setzen sich im Graben am Burgthor fest.

Die größten Anstrengungen des Feindes waren vorzüglich dahin gerichtet, sich im Graben am Burgthore festzusetzen; nach vier blutigen Stür-

men gelang es ihnen endlich, Besitz davon zu nehmen, welches die Belagerten nicht mehr verhindern konnten. Nun errichteten sie da neue Batterien, aus denen sie unaufhörlich gegen die Burg und Obwel-Bassey feuerten. Während dem rückten die Belagerungsarbeiten immer weiter vor, der Großvezier leitete sie selbst, und ließ sich in einer mit eisernen Platten wohlverwahrten Sänfte in allen Linien herumtragen, munterte die Fleißigen auf, und trieb mit dem Säbel in der Faust die Feigen und Nachlässigen zur Arbeit an. Der Sultan schickte Abgeordnete, um sich von dem Fortgange in den Belagerungsarbeiten zu überzeugen, und alles wurde angewendet, um die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Aber eben so treffliche Gegenanstalten machten die Belagerten; immer wurden neue Werke den feindlichen entgegen errichtet, mit Pallsaden, Pfählen und Pfählen gesichert, und mit zahlreicher Artillerie besetzt, welche die feindliche zum Schweigen brachte. Alle die Befestigungsarbeiten leitete der erfahrene Hauptmann Elias Kühn, ein geborner Schlesier, und die Bürgerschaft leistete ihm mit unbedingtem Vertrauen und angestrengtesten Eifer hülfreiche Hand.

Um auch bey der Nacht die Arbeiten des Feindes beobachten zu können, wurde in den Stadtgräben durch Pechkränze, mit Pech übertünchte Schindeln und andere brennbare Materialien ein immerwährendes Feuer unterhalten. Auf dem Stephans-Thurme waren zwey wohl unterrichtete Priester aus der Gesellschaft Jesu (Jesuiten) aufgestellt, welche die entfernteren Bewegungen im feindlichen Lager beobachteten, und dem Commandanten schriftlich bekannt machen mußten. Damit

der Feind, wenn er die Wälle erstiegen hätte, nicht so leicht weiter in die Stadt vordringen könnte, wurden alle Gassen und Plätze durch Vorzugsketten gesperrt, welche sich theils schon in dem bürgerlichen Zeughause befanden, theils neu verfertigt werden mußten. Alle diese trefflichen Gegenanstalten machten es selbst dem Sultane zweifelhaft, ob er je die Stadt bezwingen würde. Er ließ daher dem Kaiser Leopold den Antrag machen, daß er die Belagerung Wiens aufheben wolle, wenn er ihm die Festung Raab in Ungarn abtreten würde. Dieser Antrag wurde standhaft abgewiesen.

In der Stadt zeigt sich eine ansteckende Krankheit.

Während man nun dem Andränge von außen so tapfer entgegen arbeitete, zeigte sich in der Stadt selbst eine große Plage, welche traurige Folgen haben konnte. Es wüthete eine ansteckende Ruhr, an der täglich dreyßig bis vierzig Personen starben, und noch viel mehrere krank darnieder lagen, die dadurch der Vertheidigung der Stadt entzogen wurden. Selbst der tapfere Commandant wurde von derselben befallen, er genas aber bald zur allgemeinen Beruhigung der Belagerten. Die Ursache dieses Übels schrieben die Ärzte der schlechten Nahrung, dem nicht gut ausgebackenen Brote, dem gesalznen Fleische, das man gegen die sonstige Gewohnheit sehr häufig genoß, dem neu gebräueten, nicht hinlänglich gegorenen Bier, und der Unreinlichkeit der Straßen und Gassen zu, welche, weil die Zugänge versperrt waren, nicht hinlänglich gereinigt

werden konnten. Es wurden die wirksamsten Gegenanstalten getroffen: den Bäckern wurde unter strenger Strafe aufgetragen, das Brod gut auszubacken; an das Bürgerspital, in welchem damahls Bier für die Stadt gebräuet wurde, erging die Verordnung, kein Bier auszuschenken, das nicht schon durch einige Tage gegoren hätte; man sorgte für eine gesündere Nahrung, und die Speisen, welche die Ruhr beförderten, wurden abgeschafft; man sonderte, um Ansteckung zu vermeiden, die Kranken von den Gesunden ab, und brachte die Mittellosen zur besserer Pflege in den Passauer-Hof und in die beyden Ballhäuser, die eigends zu dieser Absicht eingerichtet worden waren. Die verwundeten Soldaten wurden in den Klöstern verpfleget. Um die Reinlichkeit der Gassen und Plätze zu besörbern, wurden eigene Gruben angelegt, um darin den Unflath aus den Häusern zu vergraben; die Rinnfäle wurden häufig mit frischem Wasser gereiniget, und der Luftzug so viel als mögklich besördert.

Der würdlge Bischof Graf Kollonitsch zeigte sich bey diesem allgemeinen Bedrängniß der Stadt als ein wahrer Menschenfreund. Bey Tage und Nacht besuchte er die Kranken und Verwundeten, sprach ihnen Trost zu, reichte ihnen Arzeney und Nahrung. Auf sein Zuthun wurden die Klöster in Spitäler verwandelt, freudig opferte er alle seine Schätze für die Erhaltung derjenigen, welche Leben und Blut für die Vertheidigung der Stadt aufs Spiel setzten, und wurde der Stadt durch seine Menschenliebe eben so wohlthätig, als die andern durch die Waffen.

Am 17ten August wurde die Stadt durch

die Rückkehr Koltshützky's

mit Trost und Freude erfüllt. Er brachte dem Commandanten einen Brief, in welchem der Herzog von Lothringen den Muth, die Tapferkeit und Ausdauer der Besatzung mit verdientem Lobe erhebt, sie zur Beharrlichkeit ermuntert, und ihnen baldigen Entsatz verspricht, da ein Theil der Hülfsstruppen aus Baiern, Franken und Sachsen schon angelangt sey, und er nur auf den König von Pohlen warte, der längstens bis Ende August einzutreffen versprochen habe, um dann mit gesammter Macht den Feind von den Mauern Wiens zu verjagen.

Meineidige Einwohner Wiens.

So innig die Tapferkeit der Besatzung, der Patriotismus und die Verachtung jeder Gefahr aller Einwohner Wiens während der Belagerung meine lieben Leser freuen muß, eben so sehr wird es ihnen mißfallen, daß einige treulose, niederträchtige Menschen, deren Zahl freylich sehr gering war, sich aus schändlicher Gewinnsucht verleiten ließen, meineidig an Fürsten und Vaterland zu werden, und die in der Stadt getroffenen Vertheidigungsanstalten den Feinden zu verrathen. Mir schaudert, es zu sagen — unter diesen verruchten Bösewichten war auch ein Knabe von 10 Jahren. So tief kann ein Kind fallen, wenn es einmahl von dem Wege der Tugend und Rechtschaffenheit abgewichen ist. — —

Die Wache an den äußersten Festungswerken des Burgthores sah ihn am 10ten August ganz langsam aus dem türkischen Lager auf die Stadt zugehen. Auf die Frage: ob er sich denn vor den Türken nicht fürchte? antwortete er: „Ich fürchte sie nicht, denn sie kennen mich schon; mein Vater von der Stadtwache hilft ihnen in ihren Verschanzungen arbeiten, und meine Mutter verfertigt im feindlichen Lager Wollfäcke und andere Sachen. Dies ist das dritte Mahl, daß ich von meinem Vater in die Stadt geschickt werde, um zu sehen, wie es in derselben zugeht. Man hielt den Knaben an; der Commandant, welcher Mitleiden mit ihm hatte, da er sich so offenerzig und unerfahren steute, ließ ihn ins Bürgerspital bringen und da versorgen. Aber bey einer genaueren Untersuchung fand sichs, daß die ganze erste Aussage des Knaben erdichtet war, daß er der Sohn einer armen, aber rechtschaffenen Witwe sey, die keinen Augenblick im feindlichen Lager gewesen war, und von den bösen Streichen ihres ungerathenen Sohnes gar nichts wußte. Es zeigte sich, daß der Bube äußerst verschlagen, verstockt, und ein bezahlter Kundschafter des Feindes sey. Das Gericht ließ ihn zum warnenden Beyspiele mit dem Schwerte enthaupten. Zugleich wurde auch bey Todesstrafe verbotthen, unter was immer für einem Vorwande in die abgebrannten Vorstädte zu gehen, welches manche vorher thaten, um Beute dort zu erhaschen, wodurch leicht Gelegenheit zu gefährlichen Verräthereyen gegeben werden konnte.

Angriffe gegen das Burgthor.

Von nun an geschah der Hauptangriff der Feinde immer gegen die Festungswerke am Burgthor, von dem Graben aus, in dem sie sich festgesetzt hatten. Hier fielen die wüthendsten Gefechte vor. Mehrere Male stürmten die Feinde mit seltener Tollkühnheit, sprengten Minen und zündeten die Pallisaden an; 40 kühne Janitscharen wagten sich über die Pallisaden weg, und hatten schon einen Abschnitt in den Werken der Belagerten erobert; aber die braven Einwohner trugen in ihren Hüten Wasser zum Löschen, und in Töpfen siedendes Wasser und heißes Pech zur Vertreibung der Stürmenden herbei; die Besatzung trieb muthig jeden Angriff zurück, und tödtete jene Waghälse, die sich ihren Werken genähert hatten. Doch durch alle diese Stürme und Gefechte wurde die Besatzung und Bürgerschaft geschwächt und entkräftet, die Festungswerke litten außerordentlich durch die gesprengten Minen; kaum reichten die Hände mehr hin, den Schaden auszubessern; in der Stadt waren fast alle Häuser mit Kranken angefüllt, das Feuer der Feinde schien heftiger zu werden als abzunehmen, die Noth war schon aufs höchste gestiegen; alles senkete nach dem versprochenen Entsatze, und jede Nacht wurden häufige Raketen in die Luft abgebrannt, um dem Herzoge von Lothringen den hilflosen Zustand der Belagerten anzuzeigen.

Zum Glücke für die beängstigte Stadt brachen im feindlichen Lager Unruhen aus. Die Janitscharen, der beschwerlichen Schanzarbeit und der immer mißlungenen Stürme müde, versag-

ten den Gehorsam, und der Großvezier konnte sie nur durch große Versprechungen zu ihrer Pflicht zurück führen. Um den Muth derselben zu beleben, ließ er im ganzen Lager die falsche Nachricht verbreiten, Kaiser Leopold sey auf seiner Reise gäh verstorben; durch diesen Todsfall sey die Stadt muthlos, sie werde sich auch aus Mangel an Mundvorrath und Munition ehestens ergeben. Diese Unruhen hatten für die Belagererten den Vortheil, daß die Feinde ihre Belagerungsarbeiten durch einige Tage nachlässiger betrieben.

Das Navelin vor dem Burgthore war durch Sprengung der Minen schon so zerstört, daß es nur mehr einem Erdhaufen glich. Mehrere Tausende der tapfersten Türken hatten bey der öftern Bestürmung desselben den Tod gefunden; noch am 2ten September hatte der Hauptmann Heister mit 50 Mann diesen Posten durch 24 Stunden gegen die feindliche Übermacht heldenmüthig vertheidiget, aber am 3ten gab man es den Belagerern preis, nachdem das Geschütz weggeführt und die Pallisaden in Brand gesteckt worden waren. Die Türken verschanzten sich auf demselben, beschossen heftig die benachbarten Festungswerke, und hofften nun bald sich der Burg- und Löwel-Bastey und sodann der ganzen Stadt bemächtigen zu können. Aber in der Stadt wurden die wirksamsten Gegenanstalten getroffen. Alle Stadtthore mit Ausnahme des Stubenthores wurden gesperrt und verrammelt, an der Löwel- und Burg-Bastey, um das so genannte Paradies-Gärtchen wurden neue Batterien hinter einander angelegt, mit Pallisaden, Geschütz und

hinlänglicher Mannschaft versehen. Die nahe gelegenen Gassen wurden mit Vorzugsketten gesperrt und verammelt, wozu man die Fenstergitter verwendete, welche von allen Häusern abgebrochen wurden. Den Officieren und Soldaten wurde die strengste Wachsamkeit eingeschärft, um sich vom Feinde nicht überrumpeln zu lassen; unablässig unternahm man kleine Ausfälle, um den Feind in seinen Arbeiten zu beunruhigen und frische Lebensmittel in die Stadt zu schaffen. Bey diesen Gefechten zeichneten sich besonders die Studenten-Compagnien durch Kühnheit und Tapferkeit aus, und erwarben sich Lob und öftere Belohnungen an Geld.

Die Türken sprengen eine große Mine.

Am 4ten September ließen die Türken eine Hauptmine nahe an der sehr fest gebauten Spitze der Burg-Bastey springen; die halbe Stadt erbebte, und eine 5 Klafter lange Strecke fiel in den Graben. über diese Ruinen stürmten nun die Türken unter Anführung des Großveziers selbst, in der Rechten den Säbel, in der Linken den Schild, auf dem Rücken einen mit Sand gefüllten Sack tragend. Schon hatten einige der Kühnsten das Bollwerk erstiegen und 4 Fähnchen auf demselben aufgepflanzt; aber die Belagerten, von dem Commandanten und der ganzen Generalität aufgemuntert, thaten Wunder der Tapferkeit, und warfen unerschrocken im heftigsten Handgemenge die Feinde von den schon eroberten Anhöhen zurück. Underthalb Stunden dauerte dieses heftige Gefecht, und die Türken mußten sich

mit einem Verluste von 500 Mann in ihre alten Verschanzungen zurückziehen.

Hierauf ging die erste Sorge der Belagerten dahin, die gefährlichen Öffnungen in den eingestürzten Mauern durch dicke Balken, Pfähle, Sandkörbe, Wollsäcke und Ochsenhäute so schnell als möglich zu verrammeln. Man nahm dazu die dicksten Preßbäume aus den Pressen, man trug die Dächer ab, und verwendete die Balken zu diesen Arbeiten. Neuerdings hob man noch 400 Mann aus, versah sie mit Waffen, brannte bey der Nacht häufig Raketen ab, um dem herannahenden kaiserlichen Heere die immer steigende Noth der Stadt anzukünden.

Die Feinde stürmen über die beschädigten Stadtmauern.

Am 6ten September ließen die Türken unter der Löwel-Bastey eine Mine springen, welche so schrecklich wirkte, daß die mehr als 24 Schuh dicke Mauer in einer Länge von 6 Klaftern barst und einstürzte. Über den dadurch entstandenen Schutthaufen stürmten die Feinde sogleich mit größter Wuth. Die Belagerten mußten sich mit bloß gestellter Brust vertheidigen, weil alle Brustwehren bereits in den Graben gestürzt waren. Schon hatten die Feinde zwey Fahnen auf der Bastey aufgepflanzt; aber auch dieses Mahl wurden sie mit einem Verluste von 1500 Mann zurückgeworfen. Am Abende dieses stürmischen Tages sahen die tapfern Vertheidiger fünf Feuer auf dem Kahlenberge aufstodern, welche denselben zur größten Freude ankündigten, daß das kaiserliche

Heer schon so nahe zu ihrem Entsatz heran rücke. Die Türken schienen sich wenig um das heran rückende Heer zu bekümmern, vielmehr setzten sie noch die folgenden Tage ihre Belagerungsarbeiten mit allem Eifer fort, legten neue Minen an, zogen die Truppen zusammen, und droheten einen neuen Sturm. Je näher das kaiserliche Heer anrückte, desto heftiger beschossen die Feinde aus Mörsern und Kanonen die Stadt. Aber der bald zu hoffende Entsatz gab der Besatzung neuen Muth und neue Kraft, die Vertheidigungsanstalten mit größerem Nachdrucke fortzusetzen, und sie nahmen mit Vergnügen die letzten Tage eine große Unruhe in dem Lager der Türken wahr. Man sah Pferde satteln, Kameble bepacken, Zelte abbrechen, und einzelne Scharen in Unordnung und Verwirrung bald da bald dorthin ziehen. Der Großvezier zog alle Truppen aus der Leopoldstadt über die Donau zurück, stellte den größten Theil seiner Reiterey in die Gegend des Kahlenberges, ließ dort und am Wienerberge Schanzen aufwerfen, und verrieth dadurch seine Furcht vor dem anrückenden Heere, welche auch einige der türkischen Gefangenschaft entronnene Christen bestätigten, die auch aussagten, daß das ganze türkische Belagerungs-Corps äußerst muthlos und unentschlossen sey.

Das kaiserliche Heer nähert sich zum Entsatz der Stadt.

Am 11ten September Abends bemerkte man von der Stadt aus bey den Gebäuden des Kahlenberges die erste Mannschaft von dem Vortrabe des kaiserlichen Heeres. Wer kann sich die Freude

der Bewohner Wiens vorstellen, die schon neun Wochen allen Schrecknissen einer zerstörenden Belagerung ausgesetzt, und keinen Tag sicher waren, unter den Schwertern der stürmenden Feinde zu fallen. Ein Theil drängte sich in die Kirchen und flehete auf den Knien um Segen und Glück für die herannahenden Befreyer; andere bestiegen die höchste Gabel der Häuser, und weideten ihre Augen an dem Hervorbrechen der Kaiserlichen aus den Wäldern, ihrem Herabsteigen über die Berge, ihrem muthvollen Vorrücken gegen die immer mehr und mehr wankenden Feinde. Der Commandant vergaß aber keinesweges über der Freude die nöthigen Vorsichtsmaßregeln; er bereitete vielmehr alles vor, um, wenn es nöthig seyn sollte, einen Ausfall zu machen, während beyde Heere im Treffen begriffen wären.

Nachdem die kaiserlichen Hülfstruppen, nämlich die Baiern und Sachsen unter ihren Churfürsten; die Franken und Schwaben unter der Anführung des Markgrafen von Baireuth bey Krems; und die Pohlen, welche ihr tapferer König Johann der Dritte, Sobiesky selbst befehligte, bey Tulln angekommen und sich mit dem Herzoge von Lothringen vereinigt hatten, wurde General Mercy von Tulln aus mit 2000 Reitern vorausgeschickt, um die Beschaffenheit der Wege über die Gebirge auszukundschaften. Darauf setzte sich das gesammte Heer bey 85,000 Mann stark in den Marsch nach Wien zu. Am 8ten September war es in St. Andre und Königstatten, am 10ten befand es sich schon am Fuße des Rahlenberges. Diesen Berg hatten die Feinde vernachlässigt; er wurde sogleich von den

Kaiserlichen besetzt. Am 11ten um Mitternacht hatten sie schon die Spitze des Berges erstiegen, und nahmen Besitz von der Leopolds-Capelle, welche durch alte Mauern sowohl, als von der Natur selbst durch den steilen Abhang des Berges zu einem sehr festen Punct gemacht war. Den Belagerten zum Zeichen wurde auf dem höchsten Gipfel des Berges eine rothe, mit einem weißen Kreuze durchschnittene Fahne aufgepflanzt.

Der Morgen des 12ten Septembers gewährte den Belagerten den erfreulichen Anblick des kaiserlichen Heeres, welches sich in dichten Scharen auf dem ganzen Berge ausdehnte. Es schien weit zahlreicher als es wirklich war, und jagte den Türken eine solche Furcht ein, daß selbst der Großvezier seine Ungstlichkeit nicht verbergen konnte, welches seine Truppen noch muthloser machte. Ergrimmt über die nun für ganz mißlungen gehaltene Belagerung Wiens ließ er alle Gefangene, beynah 30,000 an der Zahl, niedermetzeln, und rüstete sich zu einer Schlacht, während dem er der Stadt mehr als jemahls durch das heftigste Kanonenfeuer zusehen ließ.

Die Kaiserlichen rücken über die Gebirge gegen die Stadt.

An diesem Tage stießen schon die Vorposten der beyden Heere auf einander, und es entspannen sich blutige Gefechte, bey denen der tapfere Herzog Eugen von Croÿ gefährlich verwundet wurde. Die Kaiserlichen rückten wie ein unhaltsamer Strom über die Gebirge herab vor, obwohl sich ihnen über 160,000 Feinde entgegen

setzten. Schon wollten sie die Bestürmung des feindlichen Lagers auf den folgenden Tag verschieben, als der sächsische General Holz dem Herzoge von Lothringen sagte: „Der Anfang des Treffens ist zu schön, als daß wir so bald abbrechen sollten; ich bin ein alter kranker Mann und wünschte, heute Nacht in Wien zu schlafen, um mich besser pflegen zu können. Diese muthvollen Worte bestimmten den Herzog, einen allgemeinen Angriff anzuordnen, und die Niederlage der Türken war an einem Tage vollendet.

Treffen bey Nusdorf und Heiligenstadt.

Den rechten Flügel unter Sobiesky machten die Pohlen, den linken die Kaiserlichen aus; das Centrum bestand aus Baiern, Sachsen, Franken und den übrigen Reichstruppen. Das Treffen begann auf dem linken Flügel. General Caprara drang mit zwey Regimentern gegen die Schluchten von Nusdorf vor, trieb alles vor sich her, bis zu den Engpässen, wo sich die Türken in einen Hinterhalt legten. Aber die gut geleiteten Batterien des Generals Leslie vertrieben die Feinde von hier nach einem hartnäckigen Widerstande. Das Centrum war zwar bey dem Marsche durch die unwegsamn Wälder sehr gehindert, stieß auf undurchdringliche Scharen tollkühner Feinde; aber die Grenadiere machten durch ihren Muth und ihre Entschlossenheit den Widerstand des Feindes vergeblich. Gegen Mittag drangen auch die Pohlen, welche in der Richtung vom Camalduenser-Kloster gegen Dornbach marschirten, aus dem Thale bey diesem Dorfe her-

vor, und das Heer stand in gleicher Schlachordnung auf der Ebene vor den Verschanzungen, welche das feindliche Lager deckten, wie es des Tages zuvor jenseits des Berges gestanden war.

Der erste Angriff geschah auf M u s s d o r f, welches der Großvezier auf das stärkste hatte befestigen lassen. Nach einem hartnäckigen, blutigen Gefechte wurde es genommen. Nun ging der Marsch nach Heiligenstadt; die Engpässe wurden erstürmt, das Dorf genommen und die Feinde zurückgedrängt. Da der Großvezier den Fortschritten der Kaiserlichen hier nicht Einhalt thun konnte, wandte er sich gegen die Pohlen, welche außer dem Dornbacher-Walde in Schlachordnung aufgestellt waren. Einige Schwadronen Uhlanen stürzten sich ungestümen Muthes mitten unter die Scharen der Feinde, und verbreiteten durch ihren raschen Angriff Tod und Schrecken um sich her. Aber sie waren in der Hitze zu weit vorgebrungen, und wurden umrungen. Vergebens suchte ihnen der König zu Hülfe zu eilen; er sah sie durch das Schwert der übermächtigen Türken aufreiben, und schon begannen seine übrigen Truppen zu wanken. Da erschienen zu rechter Zeit Prinz Waldeck mit den bayerischen, und General N a b a t t a mit den kaiserlichen Truppen; sie machten einen entschlossenen Angriff, ihr Beyspiel feuerte den Muth der weichen Pohlen an, die Feinde wurden zurückgedrängt, eine Schanze erobert, und bis hundert Schritte an das Lager drangen die Tapferen vor.

Das feindliche Lager wird erobert.

Herzog von Lothringen hatte auf dem linken Flügel einen wohlverschanzten Hügel, welcher von den auserlesenen türkischen Truppen vertheidiget wurde, zu erstürmen. Lange war das Gefecht unentschieden, bis Prinz Ludwig von Baden den sächsischen Dragonern abzusetzen befahl, und mit diesen nebst zwey kaiserlichen Regimentern die Schanzen stürmend einnahm, und sich den Weg durch die Rossau bahnte. Nach einer halben Stunde waren sie am feindlichen Lager. Etwas später kamen die Pohlen daselbst an, weil sie noch gegen die letzte verzweifelte Wuth der Feinde zu kämpfen hatten. Das Centrum des Heeres eilte ihnen zu Hülfe; die Türken wurden von zwey Seiten gedrängt, ergriffen in Eile die Flucht ins Lager, welches sie durch dicht an einander gestellte Wagen vor dem Eindringen der Kaiserlichen sichern wollten. Allein hier erwartete sie die Schreckenspost, die Kaiserlichen hätten schon von einer andern Seite das Lager erobert, sie gehorchten keinem Anführer mehr, ergriffen eilig die Flucht und liefen in unordentlichen Haufen davon. Von den Seinigen verlassen, ergriff der Großvezier die Fahren des Propheten, und suchte sein Heil in der Flucht.

Die Kaiserlichen ziehen in die Stadt ein.

Als der Herzog von Lothringen die allgemeine Flucht der Feinde bemerkte, gab er dem Prinzen Ludwig von Baden den Befehl, mit

zwey Cavallerie-Regimentern der Stadt sich zu nähern, und, vereinigt mit der Garnison, die Janitscharen, welche auf die Stadt noch das heftigste Feuer machten, aus den Laufgräben zu vertreiben, welches nach einem kurzen Widerstande ausgeführt wurde.

Nun rückte der linke Flügel, ohne auf einen Feind zu stoßen, in voller Schlachtordnung durch die Rossau zur Stadt, um sechs Uhr folgte das Centrum, und um sieben Uhr rückten auch die Pöhlen nach. Diese plünderten noch in der Nacht gegen den Befehl des Herzogs das türkische Lager und machten eine überaus reiche Beute. Ihr König übernachtete in dem prächtigen Gezelte des Großveziers. Die kaiserliche Cavallerie verfolgte in der Nacht die Feinde, und diese ruheten auf ihrer Flucht nicht eher, bis sie bey der türkischen Armee, welche Raab belagerte, eintrafen.

Während der ganzen Belagerung hatte die Besatzung Wiens 5000, die Bürger 166 an Todten verloren; 2000 Menschen starben an der ansteckenden Ruhr. Die Türken verloren nach einem Verzeichnisse, das man im Gezelte des Großveziers fand, 40,544 Mann während des Feldzuges und der Belagerung bis zum 12ten September, und wenigstens 20,000 bey dem Treffen, welches den Kaiserlichen ungefähr 1000 Todte und 3000 Verwundete kostete.

Große Beute wird gemacht.

Am folgenden Tage entdeckte man erst die Größe des Sieges und den Reichthum der im Lager zurückgelassenen Beute. Mehr als 50,000

Gezelte, mit Vorräthen aller Art im Überflusse versehen, fielen den Siegern in die Hände. Einzelne Soldaten machten für mehr als 20,000 Gulden Beute; besonders fand man den Kaffee so häufig im Lager, daß der Gebrauch desselben erst seit dieser Zeit so allgemein in **W i e n** und **O s t e r r e i c h** eingeführt wurde. Der König von Pohlen bekam den größten Antheil an der Beute; er erhielt das prächtige, über eine Million geschätzte Gezelt des Großveziers, sein reichgeschmücktes Leibpferd, seinen Köcher und seine Rosschweife; seine ganze Kanzelley, in welcher man genaue Tagebücher über die Vorfälle eines jeden Tages seit dem Ausbruche des Krieges und viele geheime Nachrichten über die Stärke des türkischen Heeres, die geheimsten Pläne u. dgl. fand, dann einen Schatz von zwey Millionen Goldes, eine der prächtigsten Standarten von erhabener Goldarbeit, welche der König in der Folge dem Papste zum Geschenke übersandte.

Der eroberte Vorrath an Kriegsbedürfnissen war ungeheuer. Vier ganze Kartäunen, 160 Kanonen, 10 Mörser, 500 Flinten, eine ungeheure Menge von Pulver, Bomben, Kugeln, Granaten, Blei, Eisen, Hauen und Schaufeln, Nägel, Helleparten, Munitions-Wagen u. dgl. erbeutete man im Lager und in den Laufgräben. 10,000 Ochsen und 5000 Kamehle, welche man ebenfalls im Lager fand, dienten dazu, alle diese Sachen in die Stadt zu bringen.

Menschenliebe des Bischofes Kollonitsch.

Während die ganze kaiserliche Armee im Lager gierig nach Beute griff, war der würdige Bischof Kollonitsch nur damit beschäftigt, jene hilflosen Kinder, deren Ältern unter den unglücklichen Gefangenen als das Opfer der feindlichen Wuth gefallen waren, aufzusuchen und Alternastelle an ihnen zu vertreten. Er fand gegen 500 solche verlassene Waisen. Unbeschreiblich war der Jammer und das Elend, in dem er manche antraf. Da lagen einige über die Leiber ihrer ermordeten Mütter, und saugten, dem Hungertode nahe, Blut statt Milch aus ihren Brüsten. Andere wühlten in der Erde herum, und vermochten vor Hunger und Ermattung kaum mehr zu athmen. Der würdige Priester schloß sie in seine Arme, bezahlte Leute, die sie in die Stadt tragen mußten, sorgte mit großen Kosten für Wohnung und Verpflegung, und ließ auch nachher noch viele derselben zu nützlichen Bürgern des Staats erziehen. Kaiser Leopold war über die menschenfreundliche Aufopferung dieses Bischofs so gerührt, daß er ihm zum Lohne die Cardinals Würde vom Papste erwirkte.

Feyerlicher Einzug in die Stadt.

Am 13ten September gegen Mittag zog der König Johann, von den beyden Churfürsten und dem Herzoge von Lothringen begleitet, feyerlich in die Stadt ein. Vor ihm trug man jene eroberte prächtige Standarte und die Rossschweife des Großoetziers. Tausend frohlockende

I. Bändch. E

Stimmen des hocherfreueten Volkes jauchzten dem so lange ersehnten Erretter und Befreyer bey jedem Schritte Lob und Dank zu. In der Augustiner-Kirche wurde ein feyerliches Hochamt gehalten, und das Te Deum abgesungen. Zu Mittage speisete der König mit den übrigen Feldherren bey dem Commandanten, und ging dann wieder in das Lager zurück, welches er aber bald wegen des unerträglichen Gestankes der Leichen und des sich häufig sammelnden Ungeziefers nach Schwäbischmünster verlegen mußte.

Kaiser Leopold kommt in Wien an.

Am 14ten September kam auch Kaiser Leopold selbst auf der Donau wieder in seine Residenz. Der Donner des Geschützes von den Wällen, das Läuten aller Glocken und das Zujuchzen des versammelten Volkes begrüßten den geliebten Monarchen, dessen Ablick die getreuen Wiener so lang entbehren mußten. Die Bürgerschaft und alle Frey-Compagnien paradirten in jenen Gassen und auf den Plätzen, die ihnen während der Belagerung zu Sammelplätzen gedient hatten. Der Monarch ertheilte ihnen die ermunterndsten Lobesprüche für ihre Bürgertreue, Vaterlands-Liebe und Tapferkeit. Am folgenden Tage begab sich der Kaiser in das Lager, begrüßte die siegreichen Truppen, und stattete den Heerführern und besonders dem Könige von Pohlen den wärmsten Dank für die geleistete Hülfe ab. Sehr bescheiden lenkte der König allen Dank für seine Hülfe ab, indem er den glücklichen Ausgang des Treffens allein der göttlichen Vorsicht zuschrieb.

Belohnungen der Tapferen.

Die übrige Zeit seines Aufenthaltes in Wien wendete der Kaiser dazu an, die Verdienste der Ausgezeichnetsten unter den Vertheidigern der Hauptstadt zu belohnen. Graf Stahremberg wurde Feldmarschall, erhielt einen kostbaren Ring und 100,000 Reichsthaler zum Geschenke, nebst der Erlaubniß, den Stephans-Thurm in seinem Schilde führen zu dürfen, welcher noch immer das Wappen dieser Familie ziert. Alle übrigen Generäle und Officiere wurden zu höheren Chargen befördert. Der Bürgermeistersamts-Verweser Focky, der nachherige Bürgermeister Schuster, der Unterkämmerer Schreger, der Stadt-Syndicus Hocke und noch zehn Magistrats-Mitglieder erhielten den Titel eines kaiserlichen Rathes und eine goldene Ehren-Medaille mit einer Gnadenkette.

Auch der Magistrat zeigte sich dankbar gegen die tapfern Vertheidiger der Stadt. Graf Stahremberg erhielt von demselben die Befreyung seines Hauses auf der Wieden von aller Steuer auf ewige Zeiten und außerdem noch ein Geschenk von 2000 Ducaten. Die Landstände machten ihm ein sehr ansehnliches Geschenk, der König von Spanien gab ihm den Orden des goldenen Vlieses und der Papst Innocenz XI. dankte ihm in einem sehr verbindlichen Schreiben. Die Generäle, Stabs-Officiere und die ausgezeichnetsten Glieder des Rathes erhielten ebenfalls beträchtliche Geschenke. Der wackere Koltshükky, der so entschlossen für das allgemeine Beste sein Leben durch das feindliche Lager gewagt hatte, bekam zum Lohne

freyes Quartier in der Stadt, und die Erlaubniß, das erste Kaffeh-Haus in *W i e n* errichten zu dürfen.

So endete sich diese zersührende Belagerung der Hauptstadt, in welcher Gemeingeist, Bürgersinn, Anhänglichkeit an Fürsten und Vaterland, ausharrender Muth und Tapferkeit der Bürger sowohl als der Soldaten als ein nachahmungswürdiges Beyspiel für die Nachwelt hervorleuchten. Durch die Anstrengungen und den Eifer des Stadtrathes, der Bürgerschaft und des Militärs wurde bald Ordnung und Reinlichkeit wieder hergestellt. Die zersüßten Festungswerke wurden aufgebauet. Nach kurzer Zeit stiegen viele der im Schutte liegenden Häuser und Gassen in neuer Schönheit hervor; die Vorstädte wurden neu angebauet, der untergrabene Wohlstand kehrte allmählig unter der wohlthätigen Regierung der für das Beste der Unterthanen rastlos besorgten Monarchen zu den wohlverdienten Bürgern zurück, die mit festem Muth und seltener Entschlossenheit den alten Wohnsitz ihrer Väter gegen die Wuth der Türken so glücklich beschützt und ihren Nachkommen ein Beyspiel gegeben haben, daß Bürgersinn und Fürstentreue der festeste Schild gegen den wüthendsten Feind des Vaterlandes sey.

Man trinke aus keinem stehenden Wasser,
weder aus einer Pfütze.

Der Spital-Arzt Heiny zu Freyburg in der Schweiz erzählt folgende merkwürdige Geschichte:

Im April 1811 wurde Magdalena Fichter, 26 Jahre alt, ein fleißiges und sehr gutgesittetes Bauernmädchen aus dem Galternthale in das Bürger-Spital nach Freyburg gebracht. Seit Anfang Jänners klagte sie über heftige Magenschmerzen, die bald stechend, bald brennend, bald reißend, bald krampfhaft waren, und ihre schreckliche Übelkeiten verursachten. Manche Landärzte hatten vorher ihre Kunst an ihr versucht, aber fruchtlos; sie gab durch Erbrechen viel Blut von sich.

So kam sie am 23sten April 1811 ins Spital; man gab ihr Arzenei, und des andern Tages erbrach sie drey lebendige Blutegel. Das Erbrechen dauerte einige Tage fort, und immer gab sie Blut und Blutegel von sich. Sie befand sich darauf besser, verließ das Spital am 1ten May; aber nach und nach verschlimmerte sich wieder ihr Zustand, sie bekam die nämlichen Magenbeschwerden und krampfhaften Zufälle, kehrte am 8ten August ins Spital wieder zurück, und erbrach wie das erste Mal, mehrere lebendige Blutegel.

Es ward mit ihr wieder besser; schon am 27sten August gng sie zu ihrem vorigen Dienstherrn zurück, befand sich einige Zeit wohl, und konnte alle Speisen, nur den Wein keineswegs

vertragen. Sie trank aber Anfangs Decembers auf Zureden ihres Dienstherrn einige Tage nach einander ein Glas Wein, worauf ihr etwas vom Magen in den Hals stieg, und sie zu ersticken drohete.

Nasch griff sie in den Mund, und riß die Scheere sammt dem Schenkel eines großen Krebses ab, worauf das Thier wieder hinunter in den Magen trat. Bald darauf erbrach sie einen halbverfaulten Krebs, und befand sich immer schlimmer. Man mußte sie am 25sten December wieder in das Spital bringen. Auf gegebene Arzeney gab sie dort noch mehrere in ihr inwohnende, theils todte, theils lebendige Amphibien von sich, und genas endlich ganz. Während der ganzen Zeit der ärztlichen Behandlung gab sie von sich: einen Frosch, drey ganz kleine Krebse, eine abgerissene breite Scheere nebst dem Schenkel von einem größeren Krebse, 52 Blutigel und 58 Spulwürmer.

Und wie sind diese Thiere in den Magen des Mädchens gekommen? — Die Kranke hatte die Gewohnheit bey der Feldarbeit, wo sie nur immer zu einem Wasser kam, sogar aus Sümpfen und Pfützen zu trinken. Sie erinnerte sich, besonders im August 1810 viel sumpfiges Wasser, auf dem Bauche liegend und den Mund ins Wasser haltend, gierig getrunken zu haben, um einen brennenden Durst zu stillen. Mit diesem faulen Wasser hatte sie entweder diese Thiere sehr klein, oder doch wenigstens den Keim derselben eingeschluckt, und sich diese Zufälle zugezogen.

Feldzug der Oesterreicher mit den Verbündeten für die Befreyung Deutschlands vom 11ten August 1813 bis zur siegreichen Schlacht bey Leipzig.

Oesterreich war in einen fast zwanzigjährigen Krieg verwickelt.

Oesterreich hatte durch einen fast zwanzigjährigen Krieg mit den Franzosen, den nur wenige Friedensjahre unterbrachen, viel gelitten, und einen großen Theil seiner Provinzen verloren. Wenn man diese Kriege, in welchen die tapferen Oesterreichischen Armeen nur immer der weit überlegenen Anzahl der Feinde wichen, auch von dieser Seite unglücklich nennen kann, so hatten sie doch das Gute, daß sie den Monarchen und die Unterthanen immer fester an einander ketteten, und die Kräfte des Staates aufregten. Je unglücklicher der Zeitpunkt war, je mehr die Unterthanen von den übermüthigen Feinden ausgefangt und gedrückt wurden, jemehr sich diese bemühten, den angebetheten Monarchen, an dem die Millionen biederer Bewohner des Oesterreichischen Kaiserstaates mit Liebe und Ergebenheit, wie Kinder einer Familie an ihrem Vater hingen, und das erlauchteste Kaiserhaus durch die empörendsten Schmähungen auf die unverschämteste Weise in den Augen der Unterthanen herabzuwürdigen, und die Ursache aller Kriege, Bedrückungen und Verheerungen, welche die unbegranzte Eroberungssucht Napoleons über ganz Europa verbreitete, auf den allgelieb-

ren Monarchen zu schieben, desto mehr nahm die Liebe zu unserm Kaiser Franz; in den Herzen aller treuen Unterthanen zu, zu desto größeren Opfern für Monarch und Vaterland zeigte sich jeder bereit. Jeder sah nur zu deutlich ein, daß der herzensgute, friedliebende Monarch wider seinen Willen in die verderblichen Kriege hineingezogen wurde, daß er dabey mehr, als jeder seiner treuen Unterthanen litt; indem er das Unglück, welches jeden einzeln betraf, eben so fühlte, wie ein järtlicher Vater an den Unfällen seiner Kinder Antheil nimmt. Drey Mahl hatte er aus Liebe zu seinen Völkern den Frieden durch große Opfer erkaufte, da ihm noch Mittel zu Gebothe standen, den Krieg fortzuführen. Aber das harte Loos seiner von dem Feinde besetzten Provinzen rührte sein Vaterherz; er konnte sie nicht länger leiden sehen, er befreyte sie durch einen schnellen Frieden von allen Drangsalen. Die Unterthanen waren aber auch von dieser väterlichen Liebe gerührt. Seine Zurückkunft in ihre Mitte wurde immer herrlicher gefeyert, als ein Triumph über geschlagene Feinde; es war ein Triumph des Herzens; der kindlichen Liebe. Selbst die Feinde erstaunten über die Anhänglichkeit der Oesterreicher an ihren Monarchen, und wurden mit Achtung gegen ihn erfüllt. „Wahrlich!“ sagte ein verwundeter französischer Oberst, der sich bey der Zurückkunft unsers gütigsten Monarchen nach dem Kriege vom Jahre 1809 noch in Wien befand, und das Frohlocken des treuen Volkes sah, „wahrlich, da kommt der Vater in die Mitte seiner Kinder.“

Liebe Kaisers Franz zum Frieden.

Den Frieden, welchen der gute Kaiser seinen treuen Völkern nach dem Kriege im Jahre 1809 gegeben hatte, wünschte er auch lange zu erhalten. Er machte große Opfer; er gab selbst das, was seinem Herzen am theuersten war, seine geliebte Tochter hin, und glaubte durch das Band der Verwandtschaft, durch die eheliche Verbindung, Marie Luise, Erzherzogin von Oesterreich mit dem französischen Kaiser jeden Anschein zum Kriege mit Frankreich fern zu halten.

Doch Napoleons Eroberungssucht ruhete nicht, und drohete ganz Europa zu verschlingen, welches schon unter dem Drucke der fortwährenden Kriege tief seufzete. Der Krieg mit Rußland ward von Napoleon beschlossen, und fast eine halbe Million freitbarer Männer zog gegen Moskau, die wenigsten sahen aber ihr Vaterland wieder; sie fielen als das Opfer des unersättlichen Ehrgeizes Napoleons auf dem verderblichen Rückzuge im November und December 1812 *). Napoleon selbst entkam nur mit Mühe der Gefahr, und eilte nach Paris, um seine allgemeine Niederlage zu verkündigen.

Lange hatte die göttliche Vorsehung den Bedrückungen zugehört, unter welchen Millionen von Menschen seufzeten, und lange war das Glück der französischen Armee günstig, die durch eine seltene Ausartung schon alles menschliche Gefühl

*) Dieser Rückzug ist in dem Vaterländischen Jugendfreund VI. Theil S. 367 umständlich beschrieben, welchen ich nachzulesen bitte, um das nachzuholen, was ich hier der Kürze halber übergehe.

abgelegt hatte, die Tempel Gottes auf die empörendste Art entheiligte, überall raubte, plünderte, die Unschuldigen und Wehrlosen quälte und mordete, und selbst der göttlichen Gerechtigkeit Hohn zu sprechen schien. „Guter Gott!“ sprach ich oft selbst bey mir, „warum strafest du so hart die Gerechten, und lässest denen alles nach Wunsch gehen, die deiner nur spotten? Hast du aufgehört, gerecht zu seyn? Sieh!“ sagte ich zur Zeit der höchsten Drangsalen, da die Hand des Feindes schwer auf dem guten Oesterreich lastete, „sieh, gerechter Gott, auf unsern guten Kaiser. Er, das Vorbild der Gottesfurcht, der Güte und Gerechtigkeit; der Tröster der Armen, der liebevolle Vater und der Tugendspiegel aller seiner Unterthanen, wie hat er es verdient, daß du ihm den Sieg entziehst, und seinen Feinden, welche Religion und Tempel und alle Rechte der Menschheit entheiligen, denselben in die Hände legest? Werden wir nicht alle der Macht, vor der das halbe Europa zittert, unterliegen müssen? Allmächtiger Gott! hast du aufgehört, gerecht zu seyn?“ — — Nein, liebe Freunde, Gott bleibt immer gerecht; das, was uns unmöglich schien, hat er möglich gemacht, in kurzer Zeit möglich gemacht. Unverkennbar leuchtet die göttliche Vorsehung aus dem, was vor unsern Augen geschehen ist, hervor, so unverkennbar, daß selbst der Gottesverläugner verstummen muß.

Lange genug hatten Napoleons Heere Schrecken, Verheerung und Tod allenthalben verbreitet, nichts widerstand dem tobenden Strome, jeder Damm wurde durchbrochen; man hatte sie schon für unüberwindlich gehalten. Durch sein

Glück verblendet, welches schon oft die größten Hindernisse besiegt hatte, führte Napoleon im Herbst 1812 sein zahlreiches Heer ohne für ihren Unterhalt und die nöthige Winterbekleidung zu sorgen, ohne den nahen, in Rußland überaus strengen Winter zu beachten, und die tapfere russische Armee gehdrig zu würdigen, in das tiefe Rußland nach Moskau. Der Winter trat frühher und strenger als gewöhnlich ein, Lebensmittel waren nirgends zu finden, die Russen setzten ihren Feinden heftig zu; diese mußten in Eile ihren Rückzug antreten, und der größte Theil des französischen Heeres kam durch Hunger und Kälte um, oder wurde gefangen. — Wer erkennet hier nicht die leitende Hand Gottes, die das Unmögliche möglich macht!

Nur mit Mühe raffte Napoleon ein neues Heer in Frankreich zusammen, das er aus Männern bildete, die er dem Ackerbane und Gewerben entzog, und den jammernden Familien entriß. Dadurch machte er sich die Herzen seiner Unterthanen nur immer mehr abgeneigt. Seine neu geworbene Armee verstärkte er durch altgediente Soldaten aus Spanien, in welchem nun die Eingebornen, mit den Engländern vereint, leichter Fortschritte machen konnten. Alles seufzete nach Frieden, nur er wollte ihn nicht.

Das neue Heer wurde den Russen, an welche sich indessen die Preussen angeschlossen hatten, entgegen geführt. Zwey blutige Schlachten bey Lützen und Bautzen wurden geliefert, sie mußten Napoleon überzeugen, daß er es nun mit Kriegern, welche der heilige Eifer, Religion, Monarchen und Vaterland zu retten, in die Schlacht

führte, zu thun habe, und daß eine weit überlegene Schar gezwungener Soldaten den Kampf mit solchen Helden nicht bestehen könne. Doch er blieb verblindet, er wollte nur Krieg und Sieg, aber keinen Frieden.

Zwar schlug er einen Waffenstillstand vor, der zum Frieden führen sollte; aber er wollte seine Gegner täuschen, und ihn nur benützen, neue Streitkräfte an sich zu ziehen, und seine Stellungen zu befestigen. Den Russen und Preußen war der Friede erwünscht, denn mit bewundernswürdiger Tapferkeit fechtend, hatten sie über ihren Feind, der ihnen über eine halbe Million Krieger entgegen führte, in der Schlacht bey Lützen und Bautzen keine wesentlichen Vortheile erringen können.

Um den Drangsalen des verheerenden Krieges ein Ende zu machen, übernahm unser geliebter Kaiser, den Frieden unter den kriegsführenden Mächten zu vermitteln. Vergeblich both Napoleon dem erhabenen Friedensvermittler einen Theil der Besitzungen des Königs von Preußen an, wenn er sich für seine Parthey erklärte. Unser erhabener Monarch zog Recht und Billigkeit dem angebotenen scheinbaren Vortheile vor, und übernahm die Verbindlichkeit, mit dem Schwerte den Frieden erkämpfen zu helfen, wenn die gütliche Vermittlung zu demselben nicht führen sollte.

Hierin hatte sich der Wille aller gutgesinnten Österreicher ausgesprochen; jeder wünschte, daß ein fester und dauerhafter Friede dem Feinde mit Gewalt abgendthiget würde, wenn gütliche Mittel diesen großen Zweck nicht erreichen könnten.

In kurzer Zeit wurden die Oesterreichischen Heere vollzählich gemacht, Reserven und Landwehren errichtet. Überall kamen die guten Unterthanen ihrem allgeliebten Monarchen bereitwillig entgegen, und halfen ihm das große Werk ausführen. Allenthalben äußerte sich der Patriotismus der verschiedenen Bewohner des Kaiserstaates auf die glänzendste Art, von welchem ich in der Folge herrliche Züge erzählen werde. Die hochherzigen Ungarn erbothen sich, eine bedeutende Anzahl leichter Reiter (Ueliten) auf eigene Kosten auszurüsten. Wir haben sie durch die Kaiserstadt ziehen sehen, und ihre Zahl, ihre Haltung und ihr Muth hat Bewunderung erreget. So wurde in kaum drey Monathen ein Heer zum Kriege gerüstet, welches an Zahl und kriegerischem Muth alle Erwartung weit übertraf. Der Monarch befand sich bey demselben.

Noch immer hatte man gehofft, daß der Waffenstillstand, durch die Friedensunterhandlungen in Prag zu dem erwünschten Ziele führen werde. Doch Napoleon wollte keinen Frieden, der Waffenstillstand wurde am 10ten August 1813 aufgekündet, und nach sechs Tagen brach der fürchterliche Krieg vom neuen wieder aus.

Nie war ein Krieg in redlicherer Absicht unternommen worden. Nicht Leidenschaft, nicht Rache, nicht Ehr- oder Eroberungssucht, sondern nur der rechtliche Wunsch, die alten Staatenverhältnisse in Europa wieder herzustellen, dadurch ganz Europa einen dauerhaften Frieden zu geben, und Napoleon die Übermacht, denselben zu führen, aus den Händen zu winden, war der heilige Endzweck dieses Kampfes. Von diesem

aufrichtigen Wunsche befeelt gingen die drey verbündeten Mächte, Oesterreich, Rußland und Preussen in den Kampf, und forderten alle Fürsten des Rheinischen Bundes auf, ihnen beizutreten.

So wie Napoleon während des Waffenstillstandes durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zum neuen Kampfe sich gerüstet hatte, so wuchs auch das Preussische Heer durch den freywilligen Beytritt deutschgesinnter Männer und Jünglinge aus allen Ständen und Gegenden, durch Errichtung der Landwehre und des Landsturmes zu einer fürchterlichen Zahl an, und ersetzte das, was ihm an Übung fehlte, durch kriegerischen Muth.

Die Russische Armee hatte Verstärkungen an sich gezogen, und stand, mit Allem vollkommen ausgerüstet, zum neuen Kampfe bereit. Schweden hatte sich schon früher für die gute Sache erklärt, und dessen Kronprinz befehligte eine schöne, aus Truppen der nordischen Mächte zusammen gesetzte Armee. Hamburg, Lübeck hatten bey Annäherung des russischen Generals Tettenborn das Joch abgeschüttelt und rüsteten sich, für die deutsche Freyheit zu sechten. In Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wurde der Landsturm errichtet. England unterstützte die Verbündeten mit allen Kriegsbedürfnissen. Dieß waren die Zurüstungen zum neuen Kriege, der für Deutschlands Freyheit mit einer ungemein günstigen Stimmung der verbündeten Heere angefangen, und mit Einigkeit von Seiten der Verbündeten geführt wurde, daß die Zusammensetzung und Aufstellung so zahlreicher und verschiedenartiger Heere nur Ei-

nen Kämpfer von Einer Seele geleitet auszumachen schien.

Die große Böhmische Armee unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg bestand aus der Osterreichischen Armee, der Russischen unter Barclay de Tolly und dem Preussischen Corps von Kleist. Ihre Stärke wurde auf 320,000 Mann angegeben. Die Schlesische Armee unter dem Oberbefehl des königl. Preussischen Generals der Cavallerie von Blücher bestand aus dem Preussischen Corps des Generals von York und den Russischen Corps von Sacken und Langeron. Sie betrug 80,000 Mann. Der Kronprinz von Schweden befehligte die Armee von Nord-Deutschland, welche aus Schweden, Preussen und Russen zusammengesetzt war, und 100,000 Mann betrug. Der Preussische General-Lieutenant Tauenzien hatte ein Preussisches Armee-Corps, welches von allen diesen drey Armeen unabhängig war, und sich nöthigen Falls an die Nord-deutsche oder Schlesische Armee anschließen konnte.

Im Lande ob der Enns, in dem Donau-Thale standen unter dem k. k. Feldzeugmeister Fürsten von Neuf, und in Innerösterreich unter dem k. k. Feldzeugmeister Freyherrn von Hiller zwey Osterreichische Armee-Corps, welche den Baiserischen und Italienischen Truppen, die ihnen gegenüber standen, die Spitze boten. Man konnte die ganze, gegen Frankreich aufgestellte Streitmacht der Verbündeten ohne Reserven auf 500,000 Mann annehmen.

Napoleon hatte sich mit seiner Armee längs der Elbe fest gesetzt, die er durch die

theils neu angelegten, theils verstärkten Festungswerke von Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Königsstein gesichert hatte. (Ich bitte meine lieben Leser, die Landkarte von Deutschland hier zur Hand zu nehmen). Bey Pirna hatte er ein verschanztes Lager errichtet, und der Sonnenstein, dem Königsstein gegen über, zu einem festen Punkte eingerichtet. Sein ganzes Heer, welches in elf Armee-Corps abgetheilt war, belief sich an der Elbe auf 330,000 Mann. Die ihm noch verbündeten Walern standen an der Donau, und eine Armee unter dem Vice-König von Italien an der Oesterreichisch-Ilyrischen Gränze.

I. Erste Epoche des Feldzuges.

Die große böhmische Armee, bey welcher sich unser geliebter Monarch, der Kaiser von Oesterreich, dann der Kaiser von Rußland und der König von Preussen befanden, stand in Böhmen am rechten Ufer der Elbe; das Haupt-Quartier war am 17ten August 1813 in Welnitz. Fürst von Schwarzenberg kündigte seinem Heere den großen Tag an, der für sie gekommen war. „Kämpft, wie es Oesterreichs Kriegern geziemt, und ihr werdet siegen,“ sagte er im vorhersehenden Geiste. Die verbündete Armee war zahlreicher, als die französische; diese Überlegenheit erlaubte dem Oberbefehlshaber Plan und Manöver. Er rückte, was Napoleon am wenigsten vermuthete, in Böhmen auf das linke Ufer der Elbe, um dort über das Erzgebirge nach Sachsen zu gehen, und sich auf jener

Linie fest zu setzen, welche in des Feindes Stellung lag. Die Armeen von Schlesien und Nord-Deutschland sollten den Feind während des Marsches der böhmischen Armee beschäftigen, ohne sich jedoch in eine allgemeine Schlacht gegen eine überlegene Macht einzulassen. Die Armee von Böhmen aber beeilte sich zu ihrem Ziele mit verstärkten Märschen, damit die andern zwey Armeen von dem überlegenen Feinde nicht zu sehr gedrängt werden könnten.

Dem entworfenen Plane gemäß eröffneten die schlesische und die Nord-Armee am 17ten August die Feindseligkeiten, um des Feindes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und von der großen böhmischen Armee abzugeben. Die schlesische Armee unter Blüchers Oberbefehl rückte vor, und schon am 19ten bestand das königlich preussische Corps von York in der Gegend von Goldberg in Nieder-Schlesien ein Gefecht, welches den Rückzug des Feindes bis an den Fluß Bober zur Folge hatte. Auch das Corps von Sacken und Langeron drückten den Feind bis an den Fluß.

Schlacht an der Katzbach.

Eben als die schlesische Armee zur weiteren Verfolgung des Feindes über die Bober gehen wollte, kehrte der Feind nach Bunzlau und Löwenberg zum Angriffe zurück. Napoleon war in Eilmärschen mit seinen Kerntrouppen der gedrängten Armee zu Hülfe gekommen, und hatte sie auf 140,000 Mann verstärkt. Er ließ die Brücken über die Bober herstellen, setzte über

den Fluß, drang bis Goldberg vor, und both eine Schlacht an. Bey einer solchen Übermacht konnte sich die schlesische Armee in keine Hauptschlacht einlassen; sie zog sich fechtend hinter die Kaxbach zurück, und wirkte dadurch zu dem festgesetzten Plane, daß Napoleon immer weiter von Dresden abgezogen würde.

Indessen war die böhmische Armee vor Dresden angelangt. Napoleon führte in Eilmärschen seine Garden zur Unterstützung der Stadt zurück, und ließ nur 80,000 Mann unter dem Befehl des Herzogs von Tarent (Macdonald) in Schlesien dem General Blücher gegenüber zurück.

Nun war ein Theil des großen Planes ausgeführt. Blücher, der nun dem Feinde überlegen war, machte am 25ten August Anstalten zu einer allgemeinen Schlacht auf den folgenden Tag. Der Regen fiel in starken Güßen. Zwischen Goldberg und Liegnitz ging die verbündete Armee über die Kaxbach. Der Oberbefehlshaber von Blücher ritt durch die einzelnen Colonnen, sprach ihnen Muth zu, und ermunterte sie zur Tapferkeit. Ein freudiges: „Es lebe der König!“ tönte durch das Schlachtfeld, und der Angriff begann. Der anhaltende Regen hatte die Gewehre zum Feuern unbrauchbar gemacht. Da stürzte das Fußvolk mit dem Bajonette auf die Feinde, warf ihre dichten Reihen, und stürzte sie von den Anhöhen in die steilen Thälwände der von dem vielen Regen hoch angeschwollenen Kaxbach hinab, wo sich die Schlacht endigte, die von drey Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht gedauert hatte. Die ganze französische Armee war

fliehend in die Thalschlüchte der Katzbach geworfen, wozu ein einziger Hohlweg führt, der durch das Herabrollen des Wassers grundlos geworden war. Was nicht der Säbel und die Kugel getroffen, kam durch das Gedränge der Wagen um, oder wurde durch die Pferde zertreten. Die ganze feindliche Division Puthoud, welche am 26sten August über Schönau nach Fauser in den Rücken der schlesischen Armee marschieren sollte, war abgeschnitten, und wurde, den General Puthoud an der Spitze, am 28sten August gefangen.

Durch die Schlacht an der Katzbach verlor der Feind 103 Kanonen, 250 Munitions-Wagen, drey Generale und 18,000 Mann wurden gefangen. Er mußte ganz Schlesien in Eile räumen, und schon am 1ten September ging der Vortrab der Schlesischen Armee über die Queiß, welcher die Gränze der Lausitz macht.

Einfall der Feinde in Böhmen.

Gleich bey dem Anfange der Feindseligkeiten waren drey französische Armee-Corps von Vandamme, Poniatowsky und Victor auf drey Straßen über Rumburg, Gabel und Reichenberg in Böhmen eingedrungen, und waren bestimmt nach Prag zu marschieren. Dem Warschauischen Truppen-Corps, welches Poniatowsky befehligte, ward erst kurz zuvor, weil es in Pohlen von der französischen Armee durch die Russen abgeschnitten worden war, der Durchzug durch die Osterreichischen Staaten gestattet worden, und es wurde allenthalben mit zuvorkom-

mender Gasseundschaft auf diesem ganzen Marsche aufgenommen.

Eine so wohlwollende Aufnahme, die es noch in frischem Angedenken haben mußte, vergalt es auf die schändlichste Art. Es raubte und plünderte allenthalben, und die durch ihren Gewerbsfleiß bekannte Stadt Reichenberg hatte unzählige Mißhandlungen von demselben zu erdulden. Doch die Undankbaren entgingen der gerechten Strafe nicht.

Obwohl General von Reipperg mit seinen Truppen dem Feinde nicht gewachsen war, so wußte er doch durch Streifzüge in dem Rücken des Feindes, durch immerwährende kleine Angriffe bey Tag und Nacht, durch lange Linien von Wachfeuern auf dem Rücken der Gebirge den Feind zu beunruhigen, ihm die geringe Zahl seiner Truppen zu verbergen, und von weiterem Vordringen abzuhalten.

Er rief die braven Gebirgesehwohner zu den Waffen. Diese wackern Männer, von Liebe gegen Monarchen und Vaterland befeelt, eilten mit Spießen, Sensen und Beilen bewaffnet herbey, bereit mit Leben und Blut den Feind abzuwehren. In der Nacht vom 23sten auf den 24sten August überfielen sie gemeinschaftlich mit den Linien-Truppen das feindliche Lager bey Reichenberg, und der Feind zog sich über Kragan und Krottan eilig zurück. Bey dieser herrlichen Waffenthat haben sich die Landleute von Klein Skalitz vorzüglich ausgezeichnet, und sich die Achtung und den Dank aller gutgesinnten Oesterreicher erworben. Der allgemeine Rückzug des Feindes

wurde noch weiters durch das schnelle Vorbringen der schlesischen Armee gegen Dresden veranlaßt.

Die Unternehmung der großen böhmischen Armee gegen Dresden.

Während Napoleon mit seiner Hauptmacht nach Schlesien gegen Blücher vorgeedrungen war, überschritt die verbündete große Armee am 22sten August auf der Straße von Peterswalde, Brür, Komothau und Raaden in vier Colonnen die sächsische Gränze, um den Feind zu zwingen, seine Macht zu theilen, wodurch die schlesische Armee und das Corps des Generals Meipperg von dem Andränge einer unverhältnißmäßigen Übermacht geschützt werden konnten. Der Marsch durch die tiefeingeschnittenen Thäler war bey einem für diese Jahreszeit ungewöhnlich anhaltenden und starken Regen äußerst beschwerlich.

Das Corps des russischen Generals Grafen von Wittgenstein, welches auf der Peterswalder-Straße vorbrang, schlug mit seltener Tapferkeit das französische Corps des Marschalls St. Cyr, welches bey Gieshübel sich verschanzt hatte, und nahm das feste Lager bey Pirna. Alle übrigen Armee-Corps drangen schnell vor, und da man Gewißheit erlangt hatte, daß die große französische Armee in Dresden nicht sey, erhielten alle Corps am 23sten August den Auftrag, sich auf den Höhen vor dieser Stadt aufzustellen, indem man hoffte, die Stadt, welche Napoleon mit vielen Verschanzungen umgeben hatte, jetzt mit geringerem Verluste zu nehmen.

Den 25ten traf der Vortrab der verschiedenen Colonnen ein, und die Vortruppen des Corps von General Wittgenstein, welches auf dem kürzesten Wege marschirt war, hatten schon an diesem Tage vor den Thoren von Dresden ein rühmliches Gefecht, in welchem die russische leichte Cavallerie vier Kanonen nahm.

Den 26ten August war die ganze verbündete Armee, auf den Höhen vor Dresden aufgestellt. Der große Garten wurde von den Preußen unter Anführung des Generals Zieten tapfer genommen, und da man aus allen Gefechten wahrnahm, daß der Feind nicht in beträchtlicher Stärke in Dresden sey, so beschloß man zu versuchen, ob man nicht durch heftige Beschießung der Stadt den Commandanten zur Übergabe zwingen könnte. Es fing solches den 26ten August Nachmittags um 4 Uhr an.

Der ungestüme Muth und die heldenmüthige Tapferkeit einiger Truppen ging so weit, daß sie selbst einige Werke der starken Verschanzungen, mit welchen Dresden umgeben war, mit stürmender Hand wegzunehmen suchten. Dieß war unter andern der Fall mit den Oesterreichischen Jägern, geführt von dem ausgezeichneten Oberst-Lieutenant Schneider, und mit den preussischen Truppen, welche den großen Garten genommen hatten. Da sie aber weder mit Sturmleitern, um die Wälle zu erklimmen, noch mit Arten zum Umhauen der Palisaden, noch mit Faschinen zum Ausfüllen der Gräben versehen waren, so konnten sie doch bey ihrer seltenen Tapferkeit den Zweck nicht erreichen.

Gegen 6 Uhr Abends wurde man an dem Widerstande der Besatzung gewahr, daß sie Verstärkung erhalten haben müsse. Bald darauf sah man die Feinde in dichten Massen aus der Stadt heraus dringen, aber überall wurden sie mit Verlust zurück geworfen. Man erhielt Nachricht, daß Napoleon mit den Corps von Mar-mont und Victor, der ganzen Reiterey unter dem Könige von Neapel und den Garden, den Tapfersten seiner Truppen zur Unterstützung der Stadt angekommen sey, welche er nunmehr mit einer Macht von 130,000 Mann vertheidigte. Die große böhmische Armee hatte ihren Zweck erreicht, und die schlesische Armee, auf welche sich Napoleon mit aller Macht geworfen hatte, von dem Andränge des überlegenen Feindes befreyet, und ihn gezwungen, seine Kräfte zu theilen.

Dresden, welchem Napoleon in über-spannten Eilmärschen zu Hülfe gekommen war, war nun bey einer so starken Besatzung, die durch große Festungswerke gedeckt war, nicht mehr zu nehmen; die Zufuhr der Lebensmittel für die verbündete Armee bey ihrem so schnellen Vordringen und den durch den Regen ganz ver-dorbenen Gebirgswegen war sehr erschwert; man beschloß also, einen Tagemarsch zurückzumachen und bezog am Abend wieder die Stellung, von welcher die Armee am Morgen bis vor Dres-den ausgerückt war. Eine Kanonen-Kugel hatte den General Moreau an der Seite des russi-schen Kaisers beyde Beine abgerissen, woran er einige Tage darauf starb. Dieser große Feldherr, welcher mit seinem ausgezeichneten Feldherren-

Talente Frankreich mehrere Jahre hindurch gegen äußere Anfälle siegreich vertheidiget hatte, war Napoleons Nebenbuhler, als dieser nach der Alleinherrschaft in Frankreich strebte. Er wurde von demselben nach Amerika verwiesen, wo er ein zurückgezogenes Leben im Kreise seiner Familie führte, und sein Vaterland bedauerte, welches unter dem Drucke eines Eroberers seufzete. Auf die Einladung des russischen Kaisers machte er die Reise von Neu-York in 40 Tagen zu der Armee der Verbündeten, um ihre Unternehmungen mit seinen ausgezeichneten militärischen Talenten zu unterstützen, aber schon der erste Kampf für die Freyheit Europens kostete ihm das Leben.

Auf dem Rückzuge hatten die Verbündeten ungewöhnliche Beschwerlichkeiten zu ertragen. Das seit mehreren Tagen regnerische Wetter verwandelte sich am 26ten Abends in einen mit Sturm begleiteten Platzregen, der durch 30 Stunden anhielt. Die durch die starken und äußerst beschwerlichen Märsche abgematteten Truppen hatten keine Nahrung und Erquickung, denn bey den grundlosen Wegen ging die Zufuhr der Lebensmittel sehr langsam. Doch alles dieses konnte den Muth der Truppen nicht erschüttern.

Am 27ten August Morgens suchte der Feind aus Dresden vorzubringen, und die zurückziehende Armee zu trennen. Überall ward er tapfer zurück geworfen. Nur auf dem linken Flügel gelang es ihm, mit 5 bis 6000 Mann seiner besten Reiterey durchzubrechen, und die Division des Österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Mesko abzuschneiden. Mit 40 Kanonen von der reitenden Artillerie unterstützt, machte er wüthende Anfälle,

welche die brave Truppe wacker anshielt. Endlich mußte sie der Übermacht weichen. General Meszko wurde mit mehreren der Braven gefangen. Die übrigen zogen sich tapfer fechtend zurück, erlitten aber einen beträchtlichen Verlust an Todten, Gefangenen und Verwundeten. Diesen einzigen Vortheil vergrößerte der Feind unter seinen Anhängern zu einem entscheidenden Sieg, der mit Te Deum und Kanonenschüssen in Dresden gefeyert wurde.

Schlacht bey Culm.

Während des Rückzuges der verbündeten Armee ließ Napoleon am 27sten August das Armee-Corps des Generals Wandamme, bestehend aus 40,000 Mann, worunter bey 5000 Mann zu Pferd, mit 81 Kanonen aus Königsstein auf der Straße von Zehist nach Peterswalde schnell vordrücken, um der verbündeten Armee zuvorzukommen, und ihr den Rückzug zu verwehren. Es war das nämliche Corps, welches am 23sten August aus der Gegend von Numburg in Böhmen zurück getrieben worden war. Wandamme war einer der kühnsten und entschlossensten Waffengeführten Napoleons, der oft die gewagtesten Pläne glücklich ausführte, aber auch zugleich der Schrecken jener Gegenden war, die er mit seinen Horden überschwemmte.

Der russische General Ostermann, der mit etwa 8000 Mann den Königsstein beobachtete, konnte den Druck dieser Übermacht nicht aushalten. Aber mit unsterblichem Heldenmuth und einer heroischen Tapferkeit vertheidigte er mit

seiner geringen Schar die Straße Schritt vor Schritt, und hinderte am 29sten August bey dem Dorfe Pristen den Feind, weiter ins Böhmen nach Eßplitz vorzudringen. Durch diese heldenmüthige Tapferkeit wurde das Zuborkommen des Feindes vereitelt; denn an diesem Tage erreichten die ersten Colonnen der böhmischen Armee ihren Sammelplatz, und der russische General Barclay de Tolly traf noch am Abend dieses Tages mit der ersten Grenadier-Division auf dem Schlachtfelde zur Unterstützung der Heldenschar ein.

Dieser Sieg, dessen Folgen von höchster Wichtigkeit waren, kostete dem heldenmüthigen General Ostermann einen Arm. Seine Majestät, unser geliebter Monarch, befahl den Siegesplatz durch die Errichtung eines Denkmahls zu verewigen. Seine Majestät der Kaiser von Rußland verlieh dem Preobraschenskischen und Semenowschen Regimente, und der Garde-Marine-Equipage, welche zum Siege das Meiste beygetragen hatten, Georgen-Fahnen zur immerwährenden Auszeichnung für ihre bewiesene Tapferkeit.

Indessen ließ der General-Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg die Osterreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi, die russische Brigade des Generals Grafen von Sorbenburg zur Unterstützung der Ostermannschen Heldenschar herbey rücken. Graf von Colloredo umging des Feindes linke Flanke bey dem zu schwach besetzten Dorfe Strifowik und vertrieb ihn stürmend aus Kerwik und Neudorf. Gegen 2 Uhr Nachmittags nahm das preußische Armee-Corps des Generals von Kleist den Feind bey Mollendorf im Rücken, und von diesem

Augenblicke war die gänzliche Niederlage des Feindes entschieden. Vergebens suchte er sich mit äußerster Anstrengung einen Durchgang zu öffnen. General Graf von Colloredo erstürmte mit dem ihm eigenen Muth und seltener Entschlossenheit das Dorf Urbesau; die Generale Knorring und Sorbendorf nahmen Culm und Auschine, wo sich die feindliche Infanterie standhaft vertheidigte. Alle Versuche des Feindes, sich einen Weg zum Rückzuge zu bahnen, waren fruchtlos. Vandammes ganzes Corps wurde vernichtet; das ganze feindliche Geschütz von 21 Kanonen, 2 Adler, 2 Fahnen, alles Fuhrwerk und Gepäcke, mehr als 8000 Gefangene wurden genommen, General Vandamme selbst, dann die Generale Haro und Guyot, und der bald darauf an seinen Wunden verstorbene General Heimbrodt sammt dem ganzen General-Stabe und vielen Officieren vom Range fielen den Siegern in die Hände. Nur wenige Versprengte entkamen, welche die Nachricht von einer so großen Niederlage dem Feinde überbringen konnten.

Oberst-Lieutenant Graf Paar, der sich in diesem Treffen auch besonders ausgezeichnet hatte, überbrachte in die Kaiserstadt die frohe Nachricht von diesem Siege, und hielt, von 48 Possitionen begleitet, mit den Sieges-Trophäen den feyerlichen Einzug. Allgemeiner Jubel verbreitete sich durch alle Theile der Stadt, und jeder Gutgesinnte freuete sich um so herzlicher, da einige Muthlose und Kleingläubige bey Ausbruch des Krieges und während der Vorgänge bey Dresden wegen der herrschenden Stille allerley Unglück prophezeyeten. Doch die göttliche

Vorsehung unterstützte die gerechte Sache der Verbündeten, und ein herzliches Gott wir loben dich! tduete aus dem Tempel Gottes zum Himmel hinauf.

Durch die Vernichtung des Vandamme'schen Corps waren alle Pläne Napoleons, in Böhmen einzufallen, vereitelt. Er mußte sich nach Dresden zurück ziehen. Er hatte so gewiß darauf gerechnet, in Böhmen und Schlesien vorzudringen und dort seine zahlreiche Armee leicht zu verpflegen, daß er vernachlässigte, große Magazine in Sachsen anzulegen. Dadurch entstand in der Gegend um Dresden bald Mangel an Lebensmitteln, welcher seine Soldaten mißmüthig machte, sie zur Entweichung, Plünderung, Gewaltthätigkeiten u. s. w. verleitete, und seiner Armee mehr Schaden als verlorne Schlachten verursachte.

Treffen bey Groß-Beerem.

Durch die großen Vortheile, welche die verbündeten Armeen über den Feind errungen hatten, waren Schlesien und Böhmen befreyet, und die schlesische Armee hatte sich der böhmischen Armee in steter Verbindung um eine gute Strecke genähert.

Aber zu gleicher Zeit hatte auch die Armee des Kronprinzen von Schweden, welcher Berlin deckte, bedeutende Vortheile über den Feind davon getragen. Die Armee-Corps der französischen Marschälle Reggio, Belluno, Padua Bertrand und Reynier, zusammen 80,000 Mann stark, setzten sich gegen Berlin in Marsch,

und griffen am 22sten August Morgens bey Treba
bin on, und drückten ihre Gegner zurück.

Am 23sten August aber stürmte der tapfere
preussische General Tauenzien das Dorf Groß
Beeren, welches der Mittelpunct der feindli-
chen Stellung war; eine Batterie reitender Artil-
lerie nahm den Feind in die Flanke, und entschied
die Niederlage des Feindes. Von da wurde er bis
an die Elbe von den Generälen Bülow, Tau-
enzien und Druvk verfolgt, welche ihm al-
lenenthalben großen Abbruch an Gefangenen mach-
ten. Am 17ten August griff General Hirschfeld
mit 10,000 Mann preussischer Landwehr den
französischen General Girard, der mit 13,000
Mann von der Magdeburger Garnison gegen den
rechten Flügel des Kronprinzen marschirte, bey
Belzig an, schlug ihn mit Hülfe der leichten
Cavallerie des Kosaken-Generals Tschernitschew
in die Flucht, nahm ihm 1500 Gefangene mit 70
bis 80 Officieren und 7 Kanonen.

Am 25sten bemächtigte sich der General Tau-
enzien der Stadt Luckau, welche während des
Waffenstillstandes von französischen Ingenieurs bes-
festiget worden war. Tausend Mann Gefangene
und 9 Kanonen fielen dabey in seine Gewalt.

Der Kronprinz von Schweden drang nun
mit der Nord-deutschen Armee immer weiter vor,
die Pläne des Feindes auf Berlin hatte er ganz
vereitelt, und er setzte sich gegen Roslau in
Bewegung, um über die Elbe zu gehen, und sich
mit der böhmischen Armee in Verbindung zu setzen.

Napoleons Bewegungen gegen die schlesische Armee.

Diese Verbindung suchte Napoleon zu verhindern. Er eilte mit Kerntruppen nach Bauen, und griff am 5ten September bey Reichenbach die preussischen Vortruppen mit bedeutender Macht an. Blücher, seinem Plane getreu, wich zurück, um den Feind so weit als möglich von Dresden abzuziehen. Doch Napoleon ging nicht in die Schlinge, er traf schon wieder am 7ten in Dresden mit seinen Garden ein. Am 8ten rückte die preussische Armee wieder vor, und die Feinde zogen sich, durch die Preußen gedrängt, immer weiter zurück, so, daß Blücher am 13ten sein Haupt-Quartier schon in Herrnhut hatte, und sich immer mehr der böhmischen Armee näherte.

Gefecht bey Nollendorf.

Um Napoleons zweyte Bewegung gegen die schlesische Armee zu vereiteln, hatte die böhmische Armee nach dem Siege bey Kulm ihre Vortruppen wieder über die sächsische Gränze geschickt, wo sie immer weiter vordrangen. General Graf Wittgenstein vertrieb am 8ten September den Feind durch ein glänzendes Gefecht aus Pirna, und besetzte Dohna, während sich die Hauptmacht der böhmischen Armee durch den General Graf von Bubna über Neustadt und Neunkirchen mit der schlesischen Armee in Verbindung setzte. Hierdurch wurde der Kreis der feindlichen Armee immer mehr eins

geengt. Um den Plan der Verbündeten zu sibi-
ren, schickte Napoleon am 9ten September
drey Armee-Corps auf der Straße von Nollens-
dorf und Ebersdorf gegen Böhmen, und
eine Colonne von beyläufig 15,000 Mann drang
über die alte Straße des Geysers berges
vor. Ein wohl dirigirtes Kanonen-Feuer empfing
sie in der Gegend von Krauppen. Das Ge-
fecht dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr
Abends, wo der Feind in größter Eile zurück
flüchtete.

Am 16ten September drang der Feind mit
sehr überlegener Macht von Peterswalde
vor, griff am 17ten den Berbau bey Telnitz
an, und drang auf der Straße bis Urbesau,
Delitsch und Schanda vor. Der Feldzeug-
meister Graf Colloredo drang von den Höhen
von Strissowitz gerade über Aushine nach
Urbesau vor, und griff den Feind in der lin-
ken Flanke an. Zugleich rückte der General der
Cavallerie, Graf Meerfeldt, über Delitsch
vor, und erstürmte dieses Dorf. Oberst Graf
Wentheim und der General Zietzen drangen
in Telnitz ein. General Graf Wittgen-
stein rückte von Kulm vor. Von allen Seiten
bedroht und angegriffen, gerieth der Feind in eine
allgemeine Verwirrung; er zog sich, durch einen
dichten Nebel gedeckt, eilig zurück, und ließ der
böhmischen Armee 7 Kanonen und 2000 Gefange-
ne, unter denen sich der General Kreutzer befand.

Schlacht bey Dennewitz.

Während Napoleons Versuche gegen die schlesische und böhmische Armee scheiterten, erfocht der Kronprinz von Schweden einen neuen entscheidenden Sieg über die ihm entgegen stehende feindliche Macht, deren Oberbefehl Napoleon dem Marschall Ney übertragen hatte. Als der Kronprinz seinen Marsch gegen Roslau an die Elbe richtete, wendete sich der Feind, der sich zurück zu ziehen schien, schnell um, griff den General Dobschütz in Zahne mit übermacht an, und drängte ihn am 5ten September aus Zahne und Sayda. General Dobschütz schloß sich zu Jüterbock an das Corps des Generals Bülow an. Der Feind überflügelte dieses verdrängte Corps, welches höchstens 20,000 Mann stark war. Der Kronprinz von Schweden sammelte am 6ten eilig die russische und schwedische Armee unter seinem Befehle, um dem gedrängten Bülow'schen Corps zu Hülfe zu eilen. Aber während er noch 3 Meilen vom Schlachtfelde entfernt war, hielt dieses bey Dennewitz mit wahrhaft heroischem Muth die wiederhöhlten Angriffe des Feindes unerschrocken aus, obwohl dieser 70,000 Mann stark und mit 200 Feuerschlünden versehen war. Während dieses hitzigen Kampfes, welchen die Preußen als Helden bestanden, rückten unter Anführung des Kronprinzen von Schweden 70 russische und schwedische Bataillons, 10,00 Reiter und 150 Kanonen zum Angriffe heran. Der Feind wurde geworfen, und trat seinen Rückzug nach Dahme und Torgau an, auf welchem ihm viel Schaden zugefügt wurde.

Marschall Ney hatte seinen Soldaten bey dem Ausmarsche zu dieser unglücklichen Schlacht versprochen, daß sie in 2 Tagen in Berlin seyn würden. Marschall Marmont sollte ihn in dieser Unternehmung mit 25,000 Mann unterstützen; aber alle Versuche scheiterten an der bewunderungswürdigen Tapferkeit der Nord-deutschen Armee, und besonders der Preussen bey Dennewitz.

Zweyte Epoche dieses Feldzuges. Lage der französischen Armee.

Durch die Siege der Verbündeten, und durch die dadurch bewerkstelligte nähere Verbindung der Böhmischen, Schlesiſchen und Nord-deutschen Armee wurde Napoleons Armee immer mehr eingeengt. Sie befand sich schon in der traurigsten Lage. Durch mehrere Monathe hatte sie keinen Sold bekommen. Durch die zwecklosen Hin- und Hermärsche, welche in größter Eile, meistens bey heftigem Regen geschehen mußten, durch anhaltendes Nachtlagern auf feuchtem Boden waren die Truppen äußerst ermüdet, und da Mangel an Lebensmittel immer mehr eintrat, so wurden die Truppen muthlos und unzufrieden. Die Aussichten auf gute Quartiere in Prag, Breslau und Berlin, zu welchen ihnen Napoleon große Hoffnung gemacht hatte, waren vereitelt, die Vorräthe rings um aufgezehrt, Acker und Fluren abgemähet, Scheuern und Magazine leer, die Obrster von Einwohnern verlassen. Täglich fielen Hunderte von Pferden aus Mangel des Futters und Ermattung;

Ruhe und Faulfieber füllten in Dresden die Spitäler und entvölkerten die Regimenter. Streifparteyen der Verbündeten umschwärmten von allen Seiten die französische Armee, schnitten die Zufuhr ab, fingen Depeschen und Briefe auf. Das Zutrauen auf Napoleons unbefiegbares Feldherrn-Talent war nach so vielen erlittenen Unfällen geschwächt, die Armee muthlos und unzufrieden. Alle Straßen waren mit Nachzüglern und Ausreisern bedeckt, und nicht nur Soldaten, sondern auch Unter- und Ober-Officiere trennten sich von ihrem Corps, und suchten anderswo ein besseres Loos.

Wie Halbtodte sah man in Böhmen täglich viele Hunderte anlangen, welche um Gotteswillen um einen Labebissen Brod bettelten. So weit hatte Napoleon seine Armee, die große, unüberwindliche, wie sie sich nannte, gebracht; die Armee, die halb Europa bedrückt und gequält hatte. So kehrten die Unfälle, die sie allenthalben bis in das weite Rußland verbreiteten, auf dieselbe zurück. Wer erkennt hier nicht anerkennend die Gerechtigkeit Gottes, die alles leitet und vergilt.

Die Streifparteyen der Verbündeten.

Bey dieser Lage der französischen Armee, in welcher sie mehr auf ihre Vertheidigung mußte bedacht seyn, als daß sie hätte angriffsweise zu Werke gehen können, sandten die Verbündeten beträchtliche Streif-Corps ab, welche die französische Armee von allen Seiten umschwärmten, und ihr bedeutenden Schaden zufügten.

Die Böhmische Armee hatte den General Thielemann mit leichten Reitern nach Sachsen abgeschickt. Der seinen Vortrab führende Oberst Mensdorf hob Couriere auf, machte Gefangene, zerstreute mehrere gegen ihn ausgesandte Reiter-scharen, und machte selbst der Besatzung von Leipzig Besorgnisse.

Den 11ten September nahm General Thielemann die Stadt Weissenfels, welche ungefähr von 5000 Mann besetzt war. 1254 Gefangene, worunter ein General und 37 Officiere, fielen ihm in die Hände. Am 13ten bemächtigte er sich der Stadt Naumburg, wo er eine Garnison von 400 Mann zu Gefangenen machte. Oberst Mensdorf beunruhigte unaufhörlich die Straße zwischen Dresden und Leipzig im Rücken des Feindes. Er machte in Wurzen Gefangene, hob einen Courier auf, der ein Paar tausend Briefe und andere wichtige Depeschen mit sich führte. Hierauf wendete sich General Thielemann gegen Querfurt und Frankenhäusen, wo er einen französischen Cabinetts-Courier mit dem Felleisen des Kaisers wegnahm. Er nahm am 15ten die Stadt Merseburg nach lebhaftem Widerstande durch Capitulation.

Die Nord-deutsche Armee schickte auf der andern Seite Streifparteyen über Halle, Delitzsch und Bitterfeld in den Rücken des Feindes, welche sich nach und nach mit dem Corps des Generals Thielemann in Verbindung setzten, und dem Feinde großen Schaden zufügten. Der Russische General Tschernitschow setzte sich mit 3000 Reitern und 4 Kanonen schnell gegen Cassel in Marsch, überrum-

pelte die Stadt am 30sten September; der König von Westphalen entkam nur mit Mühe. Der Feind schickte allen diesen Parteygängern 8000 Mann Garde-Cavallerie und Infanterie entgegen. Fretmann Graf Platow griff sie am 25sten September an, zerstreute sie, nahm 1000 Gefangene, 5 Kanonen und 3 Standarten.

Nähere Vereinigung der verbündeten Hauptheere.

Die verbündeten Hauptheere drangen in dessen unaufhaltsam dem großen Ziele ihrer Verbindung täglich näher entgegen. Sie hatten die Ebene von Leipzig, auf welcher 10 Straßen wie auf einem Mittelpunct zusammen laufen, zu ihrem Vereinigungsplatze bestimmt. Blücher mußte zu diesem Endzwecke die Schlesische Armee von dem linken auf das rechte Ufer der Elbe führen, welches um so schwieriger war, da der Feind alle Festungen an diesem Flusse inne hatte.

Der Feind hatte auch noch 2 Armee-Corps mit 13 Cavallerie-Regimentern am rechten Elbe-Ufer. Mit diesen versuchte der König von Neapel am 15ten September die Verbindung der Schlesischen mit der Böhmischen Armee, welche General Graf Bubna über Stolpen bewirkt hatte, zu unterbrechen, aber er wurde genöthiget, sich mit großem Verluste zurück zu ziehen.

Am 22sten September brach Marschall MacDonald mit 3 Armee-Corps gegen die Schlesische Armee auf, die in einer Linie von Camenz, Bischofswerda und Stolpen stand. Napoleon selbst leitete den Angriff. General

Blücher stellte sich so in der Flanke und in dem Rücken des Feindes auf, daß dieser es nicht wagte, stehen zu bleiben, und sich in der Nacht vom 24ten auf den 25ten über Bischofswerda zurück zog.

Inzwischen war der Russische General Bennigsen mit der in Pohlen gesammelten Reserve-Armee von 75,000 Mann bey der großen Armee in Böhmen angekommen. Bey einer solchen Verstärkung konnten die verbündeten Heere ihren festgesetzten Plan leichter verfolgen. Die Schlesische Armee schlug bey Elster am 2ten October 2 Brücken über die Elbe. 20,000 Franzosen in einer fest unangreiflichen Stellung unter dem General Bertrand wollten den Übergang streitig machen. Es entspann sich bey dem Dorfe Wartenburg und Pleddin ein mörderisches Gefecht, in welchem aber die Preussische Tapferkeit siegte. Die unüberwindlich geglaubte feindliche Stellung wurde nach einem achtstündigen wüthenden Kampfe überwältiget. Der fliehende Feind ließ 16 Kanonen und 80 Munitions-Wagen nebst mehr als 1000 Gefangene zurück. Nach diesem Gefechte rückte General Blücher immer weiter gegen Leipzig vor, und am 5ten October war sein Haupt-Quartier in Düben, welches nur 4 Meilen von Leipzig war.

Die Nord-deutsche Armee ging am 4ten October bey Kossau über die Elbe, und stand mit der Armee des Generals Blücher in genauer Verbindung. Während sich solcher Gestalt die Schlesische und Norddeutsche Armee am linken Ufer der Elbe vereiniget hatten, brach auch

die große Böhmishe Armee nach Sachsen auf. Die Pohlische Reserve-Armee unter dem Oberbefehlshaber Baron von Bennigsen nahm die Stellung in Eulm ein, um Böhmen zu decken, und die Besatzung von Dresden, die aus 30,000 Mann bestand, zu beobachten.

Das Königreich Baiern war am 8ten October der Sache der Verbündeten beygetreten, und hatte sich verbindlich gemacht, seine Gesamtkraft zur Herstellung der Ordnung und des Rechts in Europa zu verwenden. Dadurch hatten die erbhündete einen großen Zuwachs an Kraft Bealten.

Am 3ten October setzte sich also die große Böhmishe Armee in Bewegung, um sich bey Leipzig mit der Schlessischen Armee zu vereinigun, und dem Feinde den schon lange beschlossenen Hauptschlag zu versetzen. Vergebens machte Napoleon derselben dieses Vordringen streitig. Der Feind wurde genbthiget, seine Stellung an der Elbe zu verlassen und sich an der Mulda zusammen zu ziehen. Er warf 30,000 Mann nach Leipzig, wo sich schon 20,000 Kranke befanden.

Bewegung des Feindes gegen Berlin.

Um die Verbindung der Schlessischen und Nord-deutschen Armee zu stören, oder dieselbe zu zwingen, auf das linke Elbe-Ufer wieder zurück zu kehren, machte Napoleon am 10ten Mierne, den General Blücher schnell anzugreifen, und sich im Rücken desselben aller Brücken über die Elbe zu bemessern, und gegen Berlin zu

marschiren. Der preussische General Tauenzien hatte die Brücke bey Roslau, und General Thümen die Festung Wittenberg zu beobachten. Beyde Corps waren einem weit überlegenen feindlichen Angriffe ausgesetzt, sie zogen sich eilig und mit vieler Klugheit über die Elbe zurück und eilten, dem Feinde im Marsche auf Berlin zuvor zu kommen, sich dort mit dem Landsturme zu vereinigen, und die Residenz vor jedem Anfalle zu sichern.

Indessen kam der Fürst Tscherbатов mit 20,000 Russischen Truppen vor Wittenberg an, und hinderte das feindliche Corps im Vordringen. Die norddeutsche Armee setzte sich auch in Bewegung um der feindlichen Armee zu folgen. Der Feind griff am 13. Abends die Stadt Aken an, wurde aber von dem General Hirschfeld tapfer zurück gewiesen.

Der ganze Plan zur Eroberung von Berlin scheiterte auch dieses Mal, und Napoleon mußte bey Annäherung der großen Böhmischen Armee zurück eilen, um nicht von der Verbindung mit Frankreich abgeschnitten zu werden.

Weiteres Vordringen der Böhmischen Armee gegen Leipzig.

Am 8. October hatte Feldmarschall Fürst Carl zu Schwarzenberg sein Haupt-Quartier in Chemnitz. Graf von Wittgenstein war schon bereits bis Altenburg vorgerückt. Feldmarschall-Lieutenant Graf von Bubna nahm an diesem Tage nach hartnäckiger Gegenwehr den Brückenkopf von Pletna mit Sturm, und brach

te die Schiffbrücke sammt der Besatzung in seine Gewalt. Dieses Ereigniß hatte die Folge, daß die Besien Lillenstein, Rbnigstein und die Neustadt von Dresden von den Franzosen verlassen wurden.

Am 11. October waren alle Streitkräfte der Böhmischen Armee bey Altenburg versammelt. Von Würzburg her war das Corps des Marschall Murgereau im Anzuge, um den Feind zu verstärken. Feldmarschall-Lieutenant Fürst Moriz Lichtenstein in Verbindung mit dem Streif-Corps des Generals Thielemann, rückte demselben entgegen, nahm in der Nacht auf den 10. das vom Feinde besetzte Dorf Westhau, alarmirte den Feind, und da er am folgenden Morgen sah, daß er es mit einer weit überlegenen Macht von 12000 Mann Infanterie und 5000 Mann zu Pferd zu thun habe, zog er sich in guter Ordnung zurück. Die Osterreichische Cavallerie bedeckte sich auf diesem Streifzuge mit Ruhm.

Die große Armee rückte nun unaufhaltsam gegen die Ebene von Leipzig vor. Bey Wachau griff der König von Neapel an der Spitze einer tiefen Masse von Cavallerie unter dem Schutze einer zahlreichen Artillerie und immer nachrückenden Reserve-Truppen viermahl nach einander die Cavallerie des verbündeten Heeres fruchtlos an. Er wurde durch die glänzende Tapferkeit der Osterreichischen und Preußischen Cavallerie in Unordnung gebracht und geworfen.

Dritte Epoche des Feldzuges.

Die große französische Armee war nun in einen kleinen Kreis um Leipzig herum zusammen gedrängt. Die verbündeten Heere hatten sich im Rücken derselben an einander gereihet, sie konnten nun mit vereinter Kraft das Schicksal Deutschlands auf den Ebenen von Leipzig entscheiden.

Am 14. October wurde der Beytritt des Königs von Baiern zum heiligen Kampfe durch zahlreiche Artillerie-Salven auf der ganzen Linie der verbündeten Heere gefeyert.

Der 15. October verging ruhig. Um aber Napoleon den Vortheil des Angriffes in einem so entscheidenden Zeitpunkte nicht zu überlassen, beschloß der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg ihn am 16. mit der Hauptarmee anzugreifen, obwohl die annähernden Armeen des Kronprinzen von Schweden und des Generals von Beningsen noch zwey Tagmärsche entfernt waren. Er entwarf an diesem Tage den Plan zu der großen Völkerschlacht, und ermunterte seine wackeren Krieger zum Muth, zur Tapferkeit und Ausdauer. „Russen, Preußen, Oesterreicher!“ sagte er in seinem Armeebefehle, „ihr kämpft alle für eine Sache. Kämpft für die Freyheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Ebbne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!“ Die wa-

feren Krieger haben das Wort ihres Anführers gelbset.

Der 16. October brach heran. Der Französischen Armee von mehr als 150,000 Mann mit 600 Kanonen standen auf dem schmahlen Raume einer Quadrat-Meile gegen 200,000 Mann mit 1000 Kanonen entgegen. Um 8 Uhr früh begann der Angriff auf allen Puneten mit einer der heftigsten Kanonaden, welche dem Erdbeben ähnlich, die Erde erschütterte. Mehr als tausend Feuererschünde sprüheten Tod und Verderben; und nun entbrannte in dem ganzen Umkreis von Leipzig eine der größten Schlachten, die je geliefert wurden.

Wüthend war der Kampf. Mit Erbitterung wurde auf den linken Flügel um die Dörfer Liebertswolkwitz, Wachau, Mark Kleeberg, Konnewitz gekämpft; mehremahl wurden sie von den Verbündeten genommen, verloren, und wieder behauptet. Mit 150 Kanonen und mit vier Reserve-Divisionen von der jungen Garde suchte Napoleon auf beyden Seiten von Wachau vorzubringen, und das Wittgensteinische Corps, welches schon seit mehreren Stunden ungeachtet der heftigsten Infanterie- und Cavallerie-Angriffe und eines mörderischen Artillerie-Feuers auf den Höhen des Hofes Auerheim mit der heldenmüthigsten Standhaftigkeit sich behauptet hatte, abzuschneiden und zurück zu drängen. Da ließ der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg das Osterreichische Reserve-Corps unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg vorrücken. Feldmarschall-Lieutenant Graf Rositz marschirte mit der Reserve-Cavallerie an der Spitze; dann folg-

te die Division Bianchi, und die Grenadiers Division Weissenwolf.

Schon mußten die alliirten Truppen, welche links von Wachau aufgestellt waren, durch den langen Kampf ermüdet und geschwächt, der feindlichen Übermacht weichen. In diesem entscheidenden Augenblicke, ungefähr um 2 Uhr Nachmittags führte Feldmarschall-Lieutenant Rossi das vorderste Regiment Albert Kürassier dem kühn andringenden Feinde langsam entgegen, und stellte sich, obwohl er dem heftigsten Kartätschen und Kugelregen ausgesetzt war als ein undurchbringlicher Wall vor denselben. Während das tapfere Regiment durch eine so heldenmüthige Haltung den Feind von vorne beschäftigte, fiel ihm das Regiment Lothringen Kürassier in die Flanke. Weder die feindlichen Cavallerie- noch Infanterie-Massen konnten den Stoß dieser heldenmüthigen Kürassiere aushalten, und wichen auf die Höhen von Wachau zurück.

Aber jetzt drangen die feindlichen Reserven von neuem auf allen Seiten hervor. Doch tapfer empfingen sie die Regimente Erzherzog Franz und Kronprinz Ferdinand Kürassiere, und warfen sie zurück. Der dritte Versuch des Feindes, mit beträchtlichen Cavallerie-Colonnen vorzudringen wurde eben so vereitelt; indem Oberst Graf Auersberg mit zwey Divisionen Sommariva Kürassiere auf sie sich warf, und sie bis in die Mitte der feindlichen Linie zurück trieb. Die braven Osterreichischen Kürassiere hatten hier so viel Entschlossenheit im Angriffe, so viel Tapferkeit im Gefechte, und so viel Geschicklichkeit in schneller Formirung ihrer Reihen gezeigt, daß die feindliche

Cavallerie auf diesem Puncte sich nie wieder sehen ließ.

Auch der Feldmarschall-Lieutenant Bianchi ging um drey Uhr Nachmittags auf den Feind los, drängte ihn zurück, und nahm 9 Kanonen. So konnte der Feind auf seinem rechten Flügel nirgends durchdringen, überall wurde er von den Verbündeten tapfer zurück gewiesen.

General Wittgenstein wurde indessen von dem feindlichen Centrum hart angegriffen, ohne daß mehrere herbegeeilte Cavallerie-Regimenter daselbe zurück zu werfen vermochten. Doch die Garde-Kosaken und das Garde-Husaren-Regiment unter dem Grafen Orlov-Denisow kamen in dem entscheidenden Zeitpuncte zu Hülfe, und trieben den Feind zurück. Während dieses Cavallerie-Gefechtes hatte sich der Feind des Hofes Auenheim bemächtigt, welches ein äußerst wichtiger Posten in der Stellung des verbündeten Heeres war, und dem Feinde durchaus nicht überlassen werden konnte. Ein ungarisches Regiment nahm denselben mit Sturm, ungeachtet von allen Seiten ein mörderisches Kanonen-Feuer ihm entgegen donnerte.

Am rechten Flügel wurde General Kleinau Anfangs etwas zurück gedrängt. Doch behauptete er sich in seiner zweyten Stellung standhaft, bis gegen Mittag der Hettman Graf Platow mit 2000 Kosaken zu seiner Unterstützung anlangte.

Am linken Flügel war indessen das Corps des Generals Merfeldt im stärksten Feuer, und hatte den Feind aus dem Schloße und Dorfe von Mark-Kleeberg vertrieben. Es schlug Brücken um über die Pleiße zu gehen. Der Gene-

ral Merfeldt setzte an der Spitze eines Bataillons über den Fluß; aber eine Kugel streckte sein Pferd nieder, er selbst wurde verwundet, von den Feinden umrungen und gefangen. Dieser Unfall gab dem Feind neuen Muth gegen die Brücken vorzudringen; aber sein kühnes Unternehmen war fruchtlos, er wurde zurückgewiesen. Auch der Posten bey Konnewitz wurde durch den General Lonqueville standhaft behauptet. Das Gyulaysche Corps stürmte das Dorf Klein Eschocher, und drang gegen Lindenau vor. Alle Angriffe des Feindes wurden mannhaft zurückgewiesen, so daß die ganze alliirte Armee bey Einbruch der Nacht mit rühmlicher Tapferkeit ihre ersten Stellungen behauptet hatte, obgleich weder die zahlreiche Armee unter Bennigsen, noch die Nord-deutsche Armee unter dem Kronprinzen von Schweden an dieser Schlacht Theil genommen hatten.

General Blücher schlug den Feind an diesem Tage bey Möckern, und drängte ihn hart an Leipzig. Er nahm ihm 43 Kanonen, einen Adler, zwey Fahnen und über 2000 Gefangene ab.

Am 17. wagte der Feind keinen Angriff; beyde Heere blieben ruhig. Statt daß Napoleon diese Zeit zum freywilligen Rückzuge benützt hatte, zog er indessen seine Reserve-Cavallerie an sich, und ersetzte die Munition für 84,000 Kanonen-Schüsse, welche der Feind in der Schlacht am 16. gethan hatte.

Die verbündete Armee aber zog von dieser Unthätigkeit des Feindes die größten Vortheile; denn sie erhielt Zeit, alle ihre Streitkräfte auf einem Puncte zu vereinigen. Das Corps des Feld-

zeugmeisters Grafen Colloredo, die Polnische Armee unter dem Oberbefehle des Baron Bennigsen, zwey Osterreichische Divisionen unter dem Feldmarschall Grafen Bubna trafen auf dem Schlachtfelde ein, und der Kronprinz von Schweden hatte sich mit der Norddeutschen Armee so weit genähert, daß er an der großen Schlacht Theil nehmen konnte. Der Angriff wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Am 18. um 8 Uhr früh setzten sich alle Colonnen des verbündeten Heeres in genauester Übereinstimmung gegen den Feind, der sich schon um 2 Uhr Morgens näher gegen Leipzig gezogen hatte, in Bewegung, und um 10 Uhr begann ringsum auf Leipzigs Ebene der Kanonen-Donner aus 1000 Geschützen der Verbündeten und 600 der feindlichen Artillerie. Die Vortruppen des Feindes wurden auf allen Puncten zurückgeworfen; die Colonnen der Hauptarmee zogen über das mit Leichen befäete Feld von Wachau, und drangen gegen Leipzig vor. Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna nahm den Feind im Rücken, eine Sächsische Batterie von 10 Kanonen ging in dem entscheidendsten Zeitpuncte zu der Norddeutschen Armee über, und fehrte sein Feuer gegen den Feind. Alle Corps der Verbündeten drückten den Feind von allen Seiten, sein hartnäckiger Widerstand war fruchtlos; mit Einbruch der Nacht war er auf die Stellung von Konnewitz über Proßhayda und Volkmarzdorf beschränkt, und die Norddeutsche Armee war nahe an die Vorstädte von Leipzig vorgerückt. Er hatte nur mehr Munition auf 16,000 Kanonen-Schüsse, und war durch

die Armee des Kronprinzen von Schweden und des Generals von Bennigsen von der Elbe abgeschnitten. Er ließ nun der Bagage, der Artillerie, der Cavallerie und verschiedenen Armee-Corps den Rückzug über Lindenau auf die Straße nach Raumburg antreten, wohin aber auch das Gylaysche und Yorkische Corps in Eilmärschen in verschiedenen Richtungen abgegangen waren, um dem Feinde zuvor zu kommen und Abbruch zu thun. Die ganze Nacht über setzte er seinen Rückzug vom Schlachtfelde in Eile und Vernichtung durch Leipzig über die Elster fort. Der Herzog von Larent (Macdonald) und der auf dem Schlachtfelde zum französischen Reichs-Marschall ernannte Polnische Fürst Poniatowsky sollten die Vorstädte Leipzigs vertheidigen, bis alles abgezogen wäre. Ihre Vortruppen wurden schon am 19. um 7 Uhr früh bis in die Vorstädte zurückgeworfen, und verschiedene Colonnen der Verbündeten näherten sich den Thoren, um sie zu stürmen. Da schickte der Feind Abgeordnete an den Feldmarschall Fürsten Carl zu Schwarzenberg, und ließ ihm antragen, die noch übrigen Sächsische Truppen auszuliefern, wenn man der Französischen Besatzung freyen Abzug aus Leipzig gestattete.

Da es im Kriege darauf ankommt, den Feind so viel möglich außer Stand zu setzen, daß er sich nicht weiter vertheidigen kann, so wurde dieser Antrag abgewiesen. Während dieser Unterhandlungen war das Sackensche Corps von der Schlessischen Armee an das Halle'sche Thor gekommen. Der Feind vertheidigte dasselbe mit Kartätschen harte

näckig, bis das Corps Langeron herandrückte, und die Wegnahme des Thores entschied.

Zu gleicher Zeit drang die Nord-deutsche Armee durch das Grimmasche Thor ein, und bald folgten auch die Colonnen der Pohlischen und der Hauptarmee. Ein panischer Schrecken verbreitete sich unter den Feinden. In dieser Verwirrung, wo die Befehle der Officiere nicht mehr gehört wurden, sprengte der bestürzte Feind die Brücke über die Elster, auf welcher die Besatzung von Leipzig sich zurück ziehen sollte, in die Luft. Hierdurch wurde dem größten Theile der Corps von Poniatowsky, Lauriston und Reynier der Weg abgeschnitten.

Ihre Majestäten, unser allgeliebter Kaiser, der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden vereinigten sich hierauf in der Stadt Leipzig. Der Kaiser Napoleon hatte sich um 10 Uhr auf Nebenwegen geflüchtet, und den König von Sachsen, seinen Bundesgenossen, seinem Schicksale überlassen.

Die Trophäen dieses Sieges waren unermesslich. Sie bestanden in 370 Kanonen, mehr als 1000 Pulverkarren, 40,000 Mann Gefangenen, worunter sich 22,000 Mann Kranke mit 3000 Officieren in den Spitalern von Leipzig befanden. Unter den gefangenen Generalen, deren Zahl sich auf 27 belief, befanden sich die Armee-Corps-Commandanten Reynier, Lauriston und Bertrand. Der Reichs-Marschall Poniatowsky ertrank in der Elster.

So war nun das Schwerste überstanden! Das Übergewicht der Französischen Armee war zerflöhet, an der Wurzel, gründlich und auf immer;

die Armee die vierzehn Jahre lang Deutschland siegreich durchzogen und überall Spuren der grausamsten Verheerung zurück gelassen hatte, floh geschlagen und zerrüttet an die Gränzen Frankreichs zurück. Napoleon, der Unbesiegbare war geschlagen, besiegt; der Wahn seiner Unbesiegbarkeit, der seine Soldaten zu den kühnsten Unternehmungen begeisterte, war auf die empfindlichste Art wiederlegt. Deutschland war gerettet, auf immer von dem Drucke eines fremden Beherrschers befreiet. Der Feind. nahm seine Flucht über Raumburg, Erfurt, Fulda, Hanau und Frankfurt. Er war auf eine einzige Straße beschränkt; auf seiner rechten Flanke marschirte die Schlesische, auf der linken die Böhmishe Armee, und zahlreiche Streifparteyen zogen ihm voran oder durchschnitten seine Colonnen, und beunruhigten ihn unaufhörlich, machten Gefangene, und nahmen ihm Geschütz ab.

Sein Ubergang über die Unstruth war ein Seitenstück zu den Begebenheiten an der Beresina auf dem Rückzuge aus Rußland. Er wurde bey Weisensfels erreicht und geschlagen. Alles, was nur im Stande war, sich zu retten, suchte den Weg nach den Brücken der Unstruth zu erreichen; allein das Zusammendrängen und die von allen Seiten zusammentreffenden Kanonenkugeln der Sieger zerschmetterten alles. Unter der Bagage wurden die ungeheuersten Verwirrungen hervorgebracht, die Pferde rissen mit den Wagen aus, und durchbrachen mehrere noch in Ordnung stehende Glieder, auf welche die Reiterey der Verbündeten verderblich einbrach.

Um alles Unglück voll zu machen, stürzten auf einmahl auch die Brücken ein, und Tausende fanden in den rauschenden Wellen ihr Grab. Die ganze Umgegend lag voll Verwundeter und Todter. Eine Viertel Meile weit an der Ustruth sah man nichts als Kanonen, Pulverkarren, Munitions- und Gepäckwagen durch einander geworfen, welche der Feind in Stich ließ.

Der Feind floh nun mit einer Schnelligkeit, daß die Vortruppen der verbündeten Heere kaum folgen konnten. Diese schonungslose Anstrengung hatte für den Rest der feindlichen Armee die verderblichsten Folgen. Man kann sich keinen Begriff von dem Elende machen, welches die feindliche Armee erfahren und verbreitet hat. Man bedurfte keines Wegweisers auf der Straße, auf der sie floh. Auf beyden Seiten dieser Blutstraße lag alles wild durcheinander: zertrümmerte Wagen, zerschlagenes Geräthe, weggeworfene Gewehre, gefallene Pferde, verwundete und todte Krieger, Tausende vor Hunger und Ermattung dahin sinkender Soldaten blieben zurück, und starben eines qualvollen Todes, ehe sie die Spitäler erreichten. Alle Wälder im Umkreise von mehreren Meilen, auf beyden Seiten der Straße, waren mit Ausreisern, Kranken und Verlassenen angefüllt, denen das Landvolk, welches bis zur höchsten Erbitterung war mißhandelt worden, nirgend ein Obdach geben wollte.

In dieser Lage näherte sich der Feind der Stadt Hanau, wohin die vereinigte Osterreichische Kaiserliche Donau-Armee unter Wrede's Oberbefehl ihm vorgeeilet war. Der Feind mochte 60 bis 70,000 Mann stark seyn, die Donau-Armee

bestand aus 30,000 Mann. Zwar konnte diese dem überlegenen Feinde den weiteren Marsch nicht freitig machen, aber sie lieferte ihm ein hitziges Treffen, in welchem der Feind 15000 Tödtte und Verwundete auf dem Platze ließ. Eben so viel wurden auf dem Wege von Hanau nach Frankfurt gefangen eingebracht, worunter sich 280 Officiere befanden. Von da setzte der Feind seinen Rückzug über Mainz fort, während ihm die Verbündeten auf allen Seiten großen Schaden zufügten.

Mit Ende October war ganz Deutschland durch die siegreichen Waffen der Verbündeten vom Feinde befreiet, der ganze Rheinbund trat zu den Verbündeten, und rüstete sich mit aller Macht, um gegen den Feind Europas zu kämpfen, so daß zu Ende des Jahres 1813 850,000 wohlgerüstete Kämpfer am Rhein standen oder gegen denselben im Marsche waren. So endete sich dieser ewig denkwürdige Feldzug am Rheine mit Vorbereitungen zum Übergange über diesen Strom. Napoleon hatte von seiner ungeheuern Armee kaum 60,000 Mann nach Frankreich geführt. Er hatte nach einer mäßigen Rechnung 180,000 Mann über 800 Kanonen und gegen 3000 Munitions-Wagen in diesem Feldzuge verloren. Die Vorsehung, welche die Menschen durch die Hand eines Eroberers lange genug gezüchtiget, hatte es so beschloffen, daß die edle Eintracht, welche die verbündeten Monarchen, Feldherren und Heere in diesem Riesenkampfe beseelt hat, so herrlichen Lohn ernten, daß die gerechte Sache siegen sollte.

Das Schelmenloch in Oesterreich.

In einer geringen Entfernung von dem Dorfe Soos nächst Baden in einem Thale öfnet sich eine merkwürdige Höhle, das Schelmenloch genannt. Diesen Nahmen erhielt sie vermuthlich daher, daß sich in älteren Zeiten oft herumziehendes lieberliches Gefindel darin verborgen aufhielt. Diese Höhle diente aber auch zur Zeit des Türkenkrieges im Jahre 1683 vielen Menschen zum sichern Aufenthalte und Schutzorte, da sie sich und ihre Habseligkeiten leicht in derselben verbergen konnten.

Ein sehr enger und einziger Eingang, nur vier und einen halben Schuh weit, und zwey Schuh hoch führt in die Höhle. Nachdem man mit vieler Mühe diese Öffnung durchgefroren hat, kommt man so gleich in die Haupthöhle selbst, welche in der Weite drey bis vier Klafter, in der Höhe aber zwey und eine halbe Klafter mißt. Nur sehr wenig Licht strömt durch die enge Öffnung hinein, daher ist alles finster, und man braucht mehrere Lichter um diese Höhle ganz zu erleuchten. Da die äußere Luft nur wenig hinein dringt, so ist es bey der strengsten Winterkälte hier nicht im mindesten kalt, so daß man ganz leicht bekleidet ohne Beschwerde alles untersuchen kann. Die Thiere finden hier im rauhesten Winter einen sichern Zufluchtsort. Wegen Mangel alles Luftzuges brennen die Kerzen mit aufrechter heller Flamme.

Von dieser Haupthöhle kommt man rechts wieder durch eine etwas weitere Öffnung in eine Nebenhöhle, beyläufig acht Klafter lang, worin man gemächlich stehen kann. Von der linken Seite der Haupthöhle kommt man durch einen langen Schlauch, der kaum dritthalb Schuh hoch und fünf eine halbe Klafter lang ist, und durch den man äußerst mühsam durchschlüpfen muß, in eine Höhle, in welcher drey bis vier Personen gebückt stehen können, denn sie hat kaum eine Höhe von vier, und eine Weite von fünf Schuh. Längs dieses ganzen Ganges befinden sich wieder viele Seitenhöhlen und größere oder kleinere Zwischenräume von auf einander liegenden Felsenstücken gebildet.

Der größte Theil dieses Berges und so auch der Höhlen besteht aus Kalksteinen. Durch dieselben sicker die von außen auf das Gebirg kommende Feuchtigkeit bis an die Decke der Höhle und Gänge durch, und fällt in Tropfen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer auf den Boden herab. Durch dieses langsame Durchsickern bildet sich an der ganzen Decke dieser Höhle und ihrer Gänge, so wie auch an den meisten Seitenwänden, und auch auf einem großen Theile des Bodens selbst eine halb dünnere bald dichtere Kruste, indem die durchgesickerten Tropfen verhärten (in-crustiren). Diese Rinde oder Kruste sieht von außen wie abgeschliffen und marmorirt aus. An den Wänden der vordersten Höhle, wo die Tropfen sehr selten fallen, bildet sich eine sehr hohlerige, kugeltige Kruste, welche einen schönen Anblick gewährt. An den Wänden aber, wo mehrere Tropfen fallen, legt sich diese Rinde wellenförmig an, welches wieder ein ziemlich schönes Aussehen gibt,

oder es incrustiren sich die Tropfen einer an dem andern und bilden hohle Röhren, an deren Ende sich die durchgesickerte Feuchtigkeit in klare Tropfen sammelt, welche ziemlich lang daran hängen bleiben, bis sie endlich zu schwer werden, und auf den Boden fallen müssen, wo sie sich incrustiren, und theils weißen, theils grauen Überzug bilden. In mehreren Orten, besonders in den engen Spalten und Klüften bilden die an der oberen Decke hängenbleibenden Tropfen herabhängende Zapfen, und die von denselben herabfallenden Tropfen auf dem Boden emporstehende Röhren. Allmählig verblinden sich beyde mit einander, und dienen gleichsam zu Unterstützungssäulchen der oberen Decke auf den Boden. Wenn man mit einem Meißel in die Seitenwände ein Loch macht, so quillt eine Feuchtigkeit, wie dicker gelblicher Kalk hervor, die sich nach und nach verhärtet.

Vermuthlich war diese Höhle mit ihren Gängen vor vielen Jahren um vieles größer und weiter; jetzt ist theils Vieles verschüttet, theils ist sie auch durch die immerwährende Absetzung des Kalksinters um sehr Vieles kleiner geworden, und wird aus eben dieser Ursache auch von Jahr zu Jahr immer kleiner werden, bis sie endlich mit der Zeit durch die sich immer anhängenden Tropfen ausgefüllt wird, welches bey den engen Seitengängen leicht möglich ist. So arbeitet die Natur unaufhörlich im Stillen, und schafft und zerstreuet nach den allweisen Gesetzen des Schöpfers.

Übrigens sieht man in dieser Höhle hier und dort noch Fledermäuse, die ihr Winter-Quartier hier aufschlagen. Dann schwärmen noch bey Erleuchtung der Höhle Tausende von Mücken herum,

welche diese Werkstätte der Natur noch mehr belebt machen.

Vorsicht bey'm Baden.

Vor dem Baden in offenen freyen Wassern ist die Jugend schon vielfältig gewarnt worden, und doch ereignen sich noch alljährig viele Unglücksfälle, in welche unbesonnene Menschen gerathen, die auf diese Warnung nicht achten. Das Baden in klaren Flüssen und Bächen bey warmer Frühlings- und Sommerwitterung kann zwar heilsam seyn, aber auch äußerst gefährlich werden, wenn junge Leute sich selbst überlassen und ohne Aufsicht sind. Wenn auch ein Bach oder stehendes Wasser, worin sie baden und nackend herumplätschern, so leicht und klar ist, daß sie jeder Tiefe ausweichen, und darin nicht untergehen oder ertrinken können; so kann ein solches Baden doch leicht nachtheilig werden, wenn der Körper erhitzt, und der Magen überladen ist, wie nachfolgende Unglücksgeschichte beweiset. Im Sommer 1812 lief ein Lehrlinge in G. nach genossenem Mittagsessen, also mit vollem Magen und bey brennender Sonnenhitze nach dem benachbarten Flusse um zu baden. Er wählte eine Stelle, die gar nicht tief oder gefährlich war, und wo er einen seiner Bekannten schon im Wasser fand. Durch das schnelle Laufen hatte er sich erhitzt, daß die Schweißtropfen ihm über die Stirn liefen. Ha!

dachte er, das Wasser wird mich gleich abkühlen. Er entkleidete sich schnell, stürzte sich, von Schweiß trefend in den Fluß, und wollte auf den Bekannten zugehen. Aber dieser sah ihn so gleich im Wasser umsinken, eilte auf ihn zu, und fand ihn todt. Er brachte ihn ans Ufer, kleidete sich schnell an, und lief, um Hülfe für den Unglücklichen zu suchen. Der Arzt kam herbey, wendete Rettungsmittel an, aber fruchtlos; er erklärte als Ursache seines plötzlichen Todes, daß er mit erhitztem Körper sich ins Wasser begeben hatte.

Achtung für fremdes Verdienst und Wohlthätigkeit.

J. G. ein Schüler der Vormalschule bey St. Anna in Wien ging nach vollendeten Lehrstunden zu Ende des Winter-Curses 1813 in die erste Classe, wo mehrere Knaben Probeschriften für die nahe Prüfung schrieben. Er schleuderte von einem zum andern, und traf einen armen Knaben an, der vorzüglich schön geschrieben hatte. „Ey doch!“ sagte er, „du schreibst schöner als manche meiner Mitschüler in der zweyten Classe: das wird dir Ehre bey der Prüfung bringen. Du verdienst, daß dir dein Vater ein neues Kleid machen lasse, damit du als ein braver Knabe auch im vollen Staate da siehest.“ „Ja, wenn er nur könnte,“ erwiderte der arme Knabe traurig, mein Vater ist ein armer Tagelöhner, der vollauf zu thun hat,

daß er mich und meine andern fünf Geschwister ernähren kann, — „So arm ist dein Vater — aber du wirst doch ein Feiertagskleid für die Prüfung haben; denn dieses ist ja ganz abgenützt, um und um gestickt und schmutzig? — „Leider habe ich kein anders, und bin zufrieden, daß ich dieses habe, welches mich hinlänglich bedeckt, um bey jeder Witterung in die Schule gehen zu können.“

J. G. ging gerührt weiter. „So geschieht und so arm ist dieser Knabe,“ dachte er bey sich selbst, und faßte den schönen Entschluß, dem Armen ein unvermuthetes Vergnügen zu machen. So bald er nach Hause kam, erzählte er seinen Ältern den ganzen Vorfall, und suchte besonders den Fleiß und die Geschicklichkeit des armen Knaben hervorzustreichen. „So brav ist er“ sagte er, „alle Leute werden bey der Prüfung auf ihn sehen, und da muß er in einer so lumpigen, schmutzigen Jacke, wie ein Bettelbube sitzen. Mein grünes Kleid ist mir schon zu eng und zu kurz, es wird ihm eben recht anpassen, erlauben Sie, liebe Ältern, daß ich es ihm zur Prüfung schenken darf.“ Die Ältern willigten gern in die wohlthätige Bitte des Sohnes, die Mutter drückte ihn an ihr Herz, und der Vater sagte: „Fahre fort, gutes Kind, fremdes Verdienst auch in dem Geringssten zu achten, und wohlthätig zu seyn, so wirst du dir selbst Achtung und Freunde erwerben.“ Der gute Sohn konnte aber kaum die nächste Schullunde erwarten, wo er dem armen Knaben mit einem herzlichen Händedruck das Kleid übergab.

Die Schönhängstler in Mähren.

Diese wohnen in der Umgegend des Waldberges und Passes Schönhängst, von dem sie auch den Namen haben: nämlich an der Böhmischnährischen Gränze in der Gegend der Städte Tribau, Zwittau bis gegen Landskron, Leutomischl und Hohenstadt. (Meine jungen Leser belieben diese Orter auf der Karte von Mähren oder Böhmen aufzusuchen.)

Sie sind Deutsche, unterscheiden sich aber auffallend durch Kleidung, Sitten und Gebräuche, und selbst durch eine eigene Mundart.

Die Kleidung der Mannspersonen

ist nach uraltem Schutte. Sie besteht aus einem tuchenen Rocke mit einer langen Reihe, meistens kameelhaarenen, oder großen erhöheten metallenen Gürtelknöpfen. Darunter tragen sie eine Weste mit Schößeln, von verschiedenen Farben, (die Galla-Farbe ist jedoch roth.) Diese ist allenthalben mit vielen großen enge an einander gereiheten metallenen, meist weißen Knöpfen besetzt. Das Beinkleid ist vom weißen Leder, unten mit Bändern geknüpft. Dazu gehören wollene Strümpfe von allerley Farben, juchte Stiefel oder Schuhe. Den Kopf bedeckt ein sehr breiter runder Hut, der bey jungen ledigen Burschen mit einem Sammet-, oder einem glänzenden Bande, mit Fliedern oder Goldfäden gestickt, ausgeziert ist.

Im Winter tragen sie einen langen weißen Pelz, der den ganzen Leib bedeckt; sie nennen ihn Zippelpelz, und bedecken das Haupt mit einer verbrämten Mütze. Im Sommer haben sie bey ihrer Arbeit zu Hause und auf dem Felde eine weiße Schlafmütze.

Kleidung der Weiber.

Wenn sich auch diese Mannskleidung der Tracht der Böhmischen und Schlesiſchen Landleute nähert, so kleiden sich dagegen die Weibspersonen auf eine ganz besondere Art. Sommer- und Winterkleidung ist in Rücksicht des Zuschnittes völlig gleich, in Rücksicht des Stoffes aber unterschieden. Im Sommer tragen sie einen Fanker (Jacke) aus grauem Tuche oder pucefarbenem Zeuge mit einem breiten Kragen. Dieser und die Falten, in welche sich dieses Kleidungsstück endiget, sind mit blau seidenen Bändern garnirt. Die Winter-Jacke ist vom gleichen Stoffe, aber kürzer und mit Pelz gefüttert, der an den vielen langen Falten so wie am Kragen hervorsteht.

Ihre Alltagskleidung nennen sie Bärkäntel (Barkittel). Es ist ein einziges Kleidungsstück, das den ganzen Leib bedeckt, beyläufig wie das lange Kleid unser städtischen Frauen. Es ist gewöhnlich von grober schwarzer Leinwand. Von den Achseln, an welchen es mit einem schmalen Streife hängt, bis unter die Brust bildet es ein Leibchen, welches mit schwarz blüschenen oder mit grün wollenen Schnüren reichlich besetzt ist, und an der Brust in zwey Lappchen ausläuft. Dieses Leibchen ist bey ärmeren Weibspersonen von roth-

gestreiftem Wollenzeuge, bey den reicheren auch vom Seidenzeuge, und mit Sammetfchnüren, auch mit Goldfchnüren geziert. So wird es aber nur zum Staate getragen. Der ganz übrige Theil des Därfüttels ist beynahе einem Kornsacke ähnlich, hat unzählige kleine Falten bis zur Wade, und wird ober den Lenden mit einem breiten, schwarzledernen Gürtel, mittelst eines Ringes von Metall oder Holz gebunden.

Das Hemd aus grober weßer Leinwand hat am Halse einen breiten Kragen. Sonst tragen sie rothwollene Strümpfe und juchte Schuhe, welche mit schwarzen, bey Lebigen aber mit blau oder weiß seidenen Bändern gebunden werden. Nur die Handwerksfrauen dürfen nach Landesfite Schnallen tragen. Die Schürze ist von blauer Leinwand mit weißen Bändern. Bemittelte Frauen tragen ein Hemd von feiner Leinwand mit einem viel breiteren Kragen, der in der Mitte mit gelber Seide künstlich durchnäht, und mit Spizen besetzt ist. Auch ihre Schürze ist von blauer Leinwand, aber mit einem sehr breiten Lagen, welcher viele mit gelber und schwarzer Seide genähte Verzierungen hat. Die Braut allein trägt am Hochzeitstage eine weiße Schürze.

Über den Fanker und Pelz werfen sie ein weißkleinenes gezogenes Tuch, in Gestalt eines Schwals, welches die Amnehmkütze heißt, zum Unterschiede des Rützels, das ist, eines kleineren weißen Tüchels, mit welchem sie, wenn sie in die Kirche gehen, das Gebethbuch umwickeln, und so unter dem Arme tragen.

Bey Regen und Schneegeßböber ziehen sie die Amnehmkütze über den Kopf, und gebrauchen sie

als Regenschirm. In einigen Orten wird sie noch jetzt bey Leichenbegängnissen als ein Zeichen der Trauer über den Kopf getragen.

Der Kopfsuz

ist nicht aller Orten einerley. In einigen Oeffern binden die Weibspersonen die Haare in einen Büschel mit seidenen Bändern zusammen, so daß die Schlingen zu beyden Seiten hervorstehen. Das Band ist bey Ledigen roth, bey Verheiratheten schwarz; und von eben dieser Farbe bey einer Trauer und in der Fastenzeit bey den Ledigen; an Fest- und Feyertagen haben aber die Verheiratheten weiße Bänder. Um den Kopf binden sie ein feines weißleines Tuch, anderthalb Ellen lang, und eine halbe Elle breit. Dasselbe wird am Nacken so geknüpft, daß die beyden Enden über die Schultern in gleicher Länge herabhängen. Diesen Puz nennen sie die Knippe.

Statt dieser Knippe tragen in einigen Oeffern der Tribauer Herrschaft jetzt Ledige und Verheirathete ein großes leines, mit gelber oder schwarzer Seide gesticktes, oder ein baumwollenes geblümtes Tuch, welches dergestalt um den Kopf gebunden wird, daß es von hinten her die Gestalt eines fliegenden Schmetterlings bekömmt. Dieses Tuch geht nämlich, von der Stirne bis zum Haarbüschel in viele kleine Falten gelegt, bogensförmig zu. Zwey Zipfel desselben, womit es am Nacken gebunden wird, gut gestärkt, werden auf beyden Seiten, so weit und breit als möglich ausgebehnt, — je weiter und breiter, desto schöner nach ihrer Meinung. Bey einem starken

Winde werden diese beyden Zipfel so nach hinten getrieben, wie die Flügel eines sich niedersezenden Schmetterlings. Wollen sie durch eine enge Thür gehen, so kommen sie, ohne auf beyden Seiten anzustoßen, nicht durch. Es wird eine besondere Geschicklichkeit erfordert, diesen Kopfspuz recht geschmackvoll herzustellen. Darum sind auch nur sehr wenige, welche damit umzugehen wissen; diese werden geschätzt und gesucht.

Körperliche und Geistes-Bildung.

Stark und groß ist meistens bey dem männlichen Geschlechte der Körperbau, bey dem weiblichen mittelmäßig, doch beyde haben eine blühende Gesundheit und ein gutes Aussehen. Im Ganzen genommen ist ihre Bildung nicht weiter gediehen als die des größeren Theils der abgelesenen Mährer; aber sie haben einen gesunden Verstand, und wissen über Dinge, die sie angehen, und unter ihrem Gesichtskreise liegen, gut und richtig abzurtheilen. Auch haben sie viele Anlagen zu Künsten und Wissenschaften, und machen darin guten Fortgang, wenn sie dazu verwendet werden. Sie können aus ihrer Mitte eine Menge gelehrter Geislichen, geschickter Lehrer, Offiziere von hohen Graden und Beamte aufweisen. Bey ihren Feld- und Handarbeiten zeichnen sie sich durch anhaltenden Fleiß und seltene Ausdauer rühmlich aus.

Sie sind mäßig und begnügen sich mit einer einfachen Kost. Brot, Erdäpfel, Sauerkraut, Milch ist ihre tägliche Nahrung. An Sonntagen ist Hirsebrey in Milch gekocht, und mit Lebs-

chen bestreuet, eines ihrer vorzüglichsten und beliebtesten Gerichte. Nur an hohen Festtagen wird in den meisten Häusern Fleisch genossen. Doch von dieser Einfachheit und Mäßigkeit in der Nahrung machen die Reichern, welche mehrere und und bessere Gründe haben, eine Ausnahme.

Aber desto mehr verwenden sie auf ihre Wohnungen, welche reinlich und niedlich aussehen. Sie sind fast durchaus ins Viereck gebaut, geräumig für Menschen und Vieh, und bequem. Sehr oft werden sie das Jahr hindurch ausgeweißt. Auf schöne Pferde und Wagen halten sie sehr viel, und hierin sucht es einer dem andern zuvor zu thun.

Sie sind alle katholischer Religion, und hängen sehr an Religionsgebräuchen, die mit Pomp und Prunk gefeyert werden. Daher lieben sie feyerliche Processionen, und Wauffahrten auch in die entfernteren Gegenden. Leider herrscht auch unter diesem Völkchen noch viel Aberglaube. So ist z. B. der Glaube an das sogenannte Verrufen noch hier sehr gemein; sie sind nämlich der Meinung, wenn jemand einem Thiere oder einem Kinde sein Wohlgefallen an dessen gutem Aussehen bezeuget, daß es dem Wohlseyn desselben nachtheilig werde, und zur Folge habe, daß diese beliebten und gerühmten Geschöpfe nach und nach abnehmen und verderben. Wenn sie daher in ein fremdes Haus oder in einen fremden Staat kommen, so pflegen sie in ihrer ehrlichen Einfalt über die kleinen Kinder und Thiere auszuspucken und zu schimpfen, indem sie sagen: O du garstiges Kind, du schändliches Thier! Als Gegenmittel wider dieses Verrufen pflegen sie den Thier-

ren von besonders gutem Aussehen und schönem Schlage einen rothen Fleck anzuhängen.

Bil hat der Aberglaube des Volkes durch den gutn Unterricht in der Kirche und in der Schule verloren; aber eine lange Reihe von Jahren braucht es, bis er durch die von der allbesorgten Staats - Verwaltung gegründeten Anstalten zur Belehrung und Bildung des Volkes ganz ausgerottet wird. Die Schönhängler haben eigene

Volksbelustigungen.

Zur Faschingszeit gehen die jungen Bursche wochenlang auf Rechnung der Rößel einnahme. Es wird nämlich ein Rößel, das ist, ein kleines Puppenpferd mit ganzem Reitzeng ausgerüflet. Ein munterer Bursche als Reiter bewegt dasselbe mit seinen Füßen, welche so verdeckt sind, daß man glaubt, das Pferdchen laufe durch sich selbst. Mit dieser Puppe ziehen die ledigen Mannspersonen durch das ganze Dorf, unter großem Zusammenlaufe von Jung und Alt, besonders aber der munteren Jugend. In jedem Hause, besonders aber in den Wohnungen der wohlhabenden Einwohner wird eingesprochen. Auf dem Wege sowohl als beym Eintritte in die Stube macht das übermüthige, schön gepukte Pferd allerhand lächerliche Luftsprünge, zu welchen es der Reiter durch Gärtenhiebe auffordert. Nachdem es sich nun zur Unterhaltung der Haus-Familie eine Zeitlang herum getummelt hat, so bitten die Begleiter um einen Beytrag zum Hufschlag. Auf diese Bitte ist man in jeder Haushaltung schon

vorbereitet, und man hält einen Groschen in Bereitschaft, der in die Sammelbüchse geworfen wird, und zwey Kuchen, die man dem Reiter übergibt. Aber weit reichlicher wird die lustige Gesellschaft von den erwachsenen Töchtern des Hausvaters und den Dienstmägden in der Absicht beschenkt, damit sie des Abends im Gasthofs oder Wirthshause Länger bekommen. Denn auch hier wie fast überall auf dem Lande finden sich die Dorf mädchen ungerufen und ungebeten in großer Zahl an der Thür des Tanzbodens ein, und erwarten, bis ein Bursche zum Tanze sie auffordert. Das Mädchen sträubt sich gegen diese Aufforderung, und der Länger muß es mit Gewalt hereinziehen, wo es dann plößlich die angenommene Schüchternheit verliert, und sich munter in den frohen Reihen herumdreht, und eben so schnell nach geendetem Tanze zu ihrer Gesellschaft vor die Thür schlüpft, und eine neue Aufforderung erwartet.

Nach erhaltenem Geschenke bedienen die herumziehenden Bursche die Hausgenossen mit einem Glase Bier, das sie in einer großen Kanne mit sich führen, und begeben sich dann unter allerley lustigen, aber ehrbaren Schwänken in das nächste Haus, bis die Kunde gemacht ist, die sich beyrn Wirthshause endiget, wo der Faschingstanz angefangen wird.

Am Aschermittwochtage wird einer der Lehrlingen als Bär angezogen, und an der Kette von Haus zu Haus herumgeführt. In den Stuben der Einwohner wird er zum Tanzen gezwungen, fast auf die nämliche Art, wie ehemahls die herumziehenden Pöhlen mit ihren Tanzkären

sich gebärdeten. Die Begleiter bekommen für dieses Schauspiel ebenfalls Geld, Eger, auch wohl hier und da Getreide.

Für dieses Poffenspiel ist man so sehr eingenommen, daß man sich mit den Faschingslustbarkeiten nicht befriedigt, wenn der A scher - Bär fehlt. Als vor einigen Jahren in dem Dorfe K. keiner unter den Bauernjungen den Bären machen wollte, so zwang der Richter seinen Sohn, diese Rolle zu spielen; so sehr war er besorgt, daß die Dorfbewohner dieses Schauspiel nicht vermissen sollten.

Zur Erntezeit werden die Schnitter in großen Haushaltungen nach vollbrachter Arbeit mit Musik vom Felde gehohlt, und dann mit einer Mahlzeit von fünf Gerichten bewirthet. Auch sonst, so lang die Erntezeit dauert, werden zur Abendmahlzeit den Schnittern fünf Speisen aufgesetzt. Singend und jauchzend zieht die Jugend beyderley Geschlechtes am Abend des Erntefestes in großen Scharen durchs Dorf. Die Mädchen, welche voraus gehen, singen in einem sehr hohen Tone, und die Bursche beschließen jeden Absatz des Liedes mit langem Jauchzen.

Die weit verbreitete Sitte, welche in vielen Gegenden, auch hier und da in Osterreich herrscht, daß man Jedem, der zum Besuch ins Haus kommt, Brot vorlegt, oder wie man zu sagen pflegt, Brot nehmen läßt, waltet noch heilig hier. Ist der Ankommende ein gemeiner, nicht befreundeter Mensch, so reicht man ihm den Laib Brot, wie er bereits angeschnitten ist, mit der Bemerkung: „Er möchte sich von einem kleinen Stücke ein großes abschneiden.“ Ist er aber aus der Freundschaft, oder

ein ansehnlicher Gast, dem man Achtung erweisen will, so bringt man ihm einen ganzen Laib, schneidet ihn vor seinen Augen an, legt das Messer darauf, und reicht es ihm unter beständigen Zubringlichkeiten, daß er sich ein großes Stück davon abschneiden sollte: ungeachtet es für eine große Unart gelten würde, wenn sich der Gast mehr als einen Bissen nähme.

Diese Ehrenbezeigung darf nicht außer Acht gelassen, oder vergessen werden, sonst würde es für ein Zeichen der Unhöflichkeit, Geringschätzung oder wohl gar der Feindseligkeit angesehen werden. Die Klage lautet dann gewöhnlich so: „Über das sind Leute! nicht einmahl Brot haben sie mich nehmen lassen.“

Räthsel.

Kein Vogel ist's, und doch an Schnelle
Gleicht es des Königsadlers Flug.
Kein Fisch ist's, doch zertheilt's die Welle,
Die noch kein größers Unthier trug.
Ein Elephant ist's, welcher Thürme
Auf seinem schweren Rücken trägt.
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen,
Mit seinem spik'gen Eisenzahn,

ben über den Kopf. Aber das Wasser reichte zu weit, und unglücklicher Weise fiel ein Guß auf den Kopf eines vierteljährigen Kindes, welches ein Mädchen vor dem gegenüber stehenden Hause auf dem Arme trug. Das Kind ward dadurch so sehr erschreckt, daß es wenige Stunden darauf Zuckungen bekam, und am folgenden Tage starb.

Manche muthwillige Kinder haben die üble Gewohnheit, andere zu erschrecken, und wissen nicht, daß sie ihnen den größten Schaden, — gefährliche Krankheiten dadurch zuziehen können. Was halten Sie, junge Leser, von den muthwilligen Knaben, welche mit der Drechslerfrau ihr Gespötte trieben? Was von der Frau? War diese Züchtigung der Knaben wohl klug?

Der Biber.

Der Biber hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes. Sein Kopf ist klein und dem Kopfe einer Mäke ähnlich; die Füße sind kurz; an den Vorderfüßen hat er fünf Finger mit langen scharfen Nägeln versehen, an den Hinterfüßen aber sind sie stumpf, und mit einer Schwimnhaut verbunden. Der Schwanz gleicht durch seine Schuppenhaut und Gestalt einem breiten Karpfen, schmeckt wie ein Fisch, und wird für einen Leckerbissen gehalten. Der übrige Körper ist mit sehr feinen schwarzen oder brannen Haaren besetzt. Ganz weiße

Viber sind selten. Hinten am Leibe hat der Viber zwey Säckchen in der Größe eines kleinen Hühnereyes, und in denselben eine zimmetfarbige fette Materie, die man Vibergeil nennt, und ein wirksames Arzneymittel in Nervenkrankheiten ist.

Die Viber halten sich in den nördlichen Ländern von Europa, Asien und Amerika an Seen und Flüssen, entfernt von den Wohnungen der Menschen, auf, und leben entweder einsam und paarweise oder in großen Gesellschaften beisammen, und heißen daher einsame, Gruben-, Erd-Viber, oder gesellschaftliche Viber. Letztere trifft man am meisten in Nord-Amerika an, wo zuweilen einige Hundert mit vereinten Kräften einen bewundernswürdigen Bau anlegen. Haben sie einen abgelegenen, einsamen Ort an einem Flusse oder See gefunden, der ihnen Bau-Materialien und Nahrung liefert, so fällen sie mit ihren schief zugescharften Vorderzähnen Holz, beißen die Rinde und Äste davon ab, und rollen oder stößen es an den Ort hin, wo sie ihren Bau anlegen wollen. Zuerst führen sie unterhalb des Platzes, auf dem sie ihre Wohnung anlegen wollen, einen Damm auf. Dann bauen sie, in kleinere Häufen vertheilt, die einzelnen Hütten, die von verschiedener Größe und fast wie Bienenkörbe geformt sind. Sie legen nämlich Holz wagrecht und kreuzweis über einander, häufen an denselben Erde, Steine und Schlamm auf, und klopfen sie mit ihrem Schwanze fest. Die auf einander gelegten Balken werden mit Zweigen dicht durchflochten, und die Zwischenräume mit Schlamm, Moos, Lehm so fest ausgestopft, daß kein Wasser durchdringen kann. Noch

forgfältiger werden diese Wohnungen von Innen mit Lehm überzogen und geglättet. Sie bauen sie drey Stockwerke hoch. Das unterste steht unter dem Wasser, und sie bewahren in demselben den Vorrath an Lebensmitteln für den Winter auf, nämlich zarte Baum:Äste, frische Rinde, Knospen u. dgl. Die obern zwey Stockwerke sind inwendig mit Lehm ganz ausgeglättet, reinlich und am Fußboden mit Moos belegt. Ein gewölbtes Dach bedeckt die ganze Hütte, zu welcher zwey Zugänge führen, einer von der Landseite und der andere von der Wasserseite. Solche Hütten liegen oft 10 bis 20 neben einander in einer Reihe, und in jeder derselben wohnen 4 bis 8 Paar Biber, welche paarweise neben einander sitzen, und zwar meistens so, daß der Schwanz ins Wasser hinab hängt. Bey ihren schweren und künstlichen Arbeiten bedienen sie sich der Zähne statt der Ärte und Sägen, indem sie alles Holz mit denselben entzwey nagen; die Schwänze dienen ihnen als Schaufeln und Rellen, mit denselben häufen sie die Erde an, und schlagen sie fest. Im Julius und August führen sie den Bau, oder bessern ihn aus. Dann wirft das Weibchen 2 bis 4 Junge und verpflegt sie; das Männchen sucht indessen frische Nahrung im Felde, und sammelt sie für den Winter ein. Die Jungen, welche sich leicht zähmen lassen, so daß sie den Menschen auf den Ruf entgegen kommen, sind erst im dritten Jahre völlig ausgewachsen. Sie werden 15 bis 20 Jahre alt. Der Gang des Bivers ist schwerfällig, aber desto behender schwimmt er; daher eilt er auch, so bald er einen Feind wittert, dem Wasser zu, wo er schnell, aber nicht lang untertaucht. Auch der

Fische und Krebse wegen, die er gern frisst, hält er sich oft im Wasser auf. Er sitzt gern wie Eichhörnchen aufrecht, und geht auf den Hinterfüßen, wenn er in den vorderen etwas trägt. Unter den Sinnen ist besonders sein Geruch sehr fein.

Die einsamen Biber

trifft man häufig in Galizien an. Sie halten sich eine Meile von dem Städtchen Grodeck in einem saunten Thale auf, durch welches sich ein tiefer Bach schlängelt, der sich in einen ebenfalls tiefen und beträchtlichen Teich verliert. Der Grund in dieser Gegend ist weich, und um und um mit Waldungen besetzt, welche sehr selten von Menschen besucht werden. Hier bauen sie sich in die aus dem Wasser aufsteigenden Anhöhen Höhlen oder Wohnungen mit mehreren Ausgängen. Diese sind meistens inwendig mit Holz ausgefüllt, damit das Erdreich nicht einsinken kann, sie haben 2 bis 3 Schuhe im Durchmesser, und sind artig mit Lehm ausgeschmiert, welches diese Biber, wie man es sehr genau beobachtet hat, mit den Hinterfüßen thun.

Ihre Höhlungen sind schief hinauf vom Wasser in das Ufer gegraben, und der Eingang ist unter dem Wasser so verborgen, daß man oft über solche Gebäude oder Abhreu hinweg geht, ohne das Mindeste gewahr zu werden. Gräbt der Biber zu weit an die Oberfläche der Erde hinauf, und fällt sie durch einen äußeren Druck ein, so verläßt er, weil er verrathen ist, auf immer diesen Bau, und baut sich anderswo eine neue Wohnung. Sein Hauptbau hat aber auch Seitendöh-

ren, von denen einige in ein dichtes Gehölz laufen und dort einen Ausgang haben; sie scheinen, den Vibern zur Ausflucht und zur Reinigung zu dienen. Andere laufen abwärts ins Wasser und dienen ihnen zu Vorrathskammern, wo sie ihre Nahrung aufbewahren; in diesen findet man Baumstücke oder Zweige in der Länge von 2 bis 3 Schuhe, und meistens Eichenholz, seltener Erleu oder Pappeln.

Sie bauen aber ihre Wohnungen nicht, wie die gesellschaftlichen Viber, mehrere Stockwerke hoch: doch sind sie, wie schon gesagt worden ist, aus der Tiefe des Wassers in einer schiefen Linie aufwärts, so daß sie nach der Höhe oder Tiefe des Wassers stets mit dem hintern Theile ihres Körpers, wenigstens mit dem Schweife im Wasser liegen können. Um aber da beständig gleich hohes Wasser zu haben, wo sie ihren Bau am Bache selbst führen, machen sie auch Dämme, um das Wasser zu schwellen. In dieser Absicht fällen sie die zunächst am Ufer stehenden Bäume. Wenn sie einen solchen Baum mit den Zähnen entzwey nagen, so stellen sie sich auf die Hinterfüße. Zuerst wird die Rinde abgeschälet, welche sie gewöhnlich fressen. Dann nagen sie von unten hinauf, und dann von oben herab auf die Mitte zu, wie man mit einem stumpfen Messer einen Stock abschneidet, so daß die beyden Stücke, die von einander getrennt werden sollen, die Gestalt einer Spitze erhalten. Sie wählen am liebsten Bäume, die sich gegen das Wasser neigen, und beißen sie von der Wasserseite ab, so daß sie dann durch ihre Schwere ins Wasser fallen, wo sie die-

selben leichter von einem Orte zum andern bringen können.

Sind einmahl große Bäume gefällt, und so gefallen, daß sie quer über den Bach liegen, so werden sie so gelassen; die aus dem Wasser stehenden Äste werden abgebissen und zwischen die Bäume geflochten; dann werden alle Öffnungen mit Erde, Steinen ausgestopft und mit Lehm überzogen. Diese Dämme werden so fest angelegt, daß man darüber gehen und fahren kann. Die Viber sind gegen den Menschen sehr furchtsam, und fliehen von fern, wenn sie ihn wittern. Sie lassen sich nur bey der Nacht sehen, und wenn sie schwimmen, so ist der Kopf nur so viel aus dem Wasser, daß sie Athem schöpfen können; haben sie aber nur den geringsten Verdacht, daß man auf sie lauert, und es ist Mondschein, so werden sie nie im hellen, sondern im dunklen Theile des Wassers, der im Schatten steht, schwimmen.

Die Viber in Galizien sind 4 Schuh und noch darüber lang, nämlich von der Spitze der Nase bis zu dem Ende des Schwanzes, und sie verschaffen großen Nutzen. Das Fell gibt ein sehr kostbares Pelzwerk, welches mit 9 bis 12 Thalern bezahlt wird, besonders wenn es recht glänzend schwarz, und von einem Viber ist, den man im Winter erlegt hat. Die Felle der im Sommer erlegten Viber werden gewöhnlich nur zu feinen Hüten verwendet. Aus den langen Haaren derselben werden auch Strümpfe, Handschuhe u. dgl. verfertigt. Ein erwachsener Viber gibt bey anderthalb Pfund Haare, und das Pfund wird mit 8 bis 10 Thalern bezahlt. Das Leder wird von den Sattlern und andern Handwerkern gebraucht. In

Galizien wird auch das Fleisch der Biber gegessen; es ist dort sehr schmackhaft, hat niemahls einen thranigen Geschmack, und kommt fast jenem der Fischotter gleich. Das ausgeschmolzene Fett wird in Krämpfen und Gliederreißen als Arznei gebraucht. Den größten Nutzen zieht man aber aus dem Bibergeil, das einen betäubenden Geruch und bitteren Geschmack hat, und wenn es im Rauch getrocknet ist, als ein dunkelbraunes und brockliches Wesen erscheint, das sieben bis acht Jahre nutzbar bleibt. Das beste erhalten wir aus Galizien und dem übrigen Pohlen, aus Preußen und Rußland, das schlechteste kommt aus Amerika. Der Vorderzähne des Bivers bedient man sich zum Glätten und Vergolden.

Alle diese wichtigen Vortheile überwiegen den Schaden, welchen die Biber an Waldungen und Wasserbauten anrichten, und billig sollte man sie mehr schonen, damit ihre Zahl nicht so merklich vermindert werde.

Die beyden Hunde.

(Eine Fabel.)

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Rahmens Pantalou
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache sehn,
Im Schubkarn ziehn, in's Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.

Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein
Es müßte noch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh.
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudierten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor der Hand,
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Alein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderpfoten nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Und der erschöpft seinen Wisz.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, sprach Fritze, hilft der Stock
Er hohlt den Stock; man prügelt Schaurren;
Noch bleibt er steifer als ein Boek,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?“ sprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
„Doch nimmermehr zum Doctor schlagen;
„Geht, werdet durch mein Beyspiel klug,
„Ihr Kinder! lernet jetzt genug,
„Ihr lernt nichts mehr in alten Ta-
gen!“

Stärke der Lebenskraft und Mutterliebe.

An einem Montage, den 27. Junius 1808 hüteten mehrere Kinder von Las Kurzowka in Ober-Schlesien in dem Walde, der nicht tausend Schritte vom Dorfe entfernt ist, das Vieh. Bey denselben befand sich auch der dreijährige Anton, der Sohn der Mühlers-Witwe Mor yß. Der kleine Anton entfernte sich von den übrigen Kindern; sie glaubten, er ginge nach Hause, wie er es schon an andern Tagen gemacht hatte, und bekümmerten sich nicht um ihn. Die Mutter zu Hause war auch um ihr Schhuchen unbesorgt, weil sie dasselbe mit den übrigen Kindern in den Wald hatte gehen gesehen. Indessen hatte der Kleine sich zuweit in den Wald gewagt, und sich verirret.

Erst am Abende, nachdem die Hütter eingetrieben hatten, wurde er vermißt. Die Mutter mit den Nachbarn und Anverwandten suchten ängstlich im Walde nach ihm, und gaben ihm durch Rufen ein Zeichen, daß sie sich in seiner Nähe befänden; vermuthlich war der Knabe eingeschlafen — alles Nachsuchen war fruchtlos — man fand ihn nicht. Die Mutter konnte die ganze Nacht vor Besorgniß kein Auge zumachen; mit frühestem Morgen rief sie ihre Nachbarn und Verwandten zu Hülfe, eine Menge gefälliger Leute hatten sich umgebeten eingefunden; man suchte sorgfältig den Wald durch, aber leider ohne allen Erfolg.

Die Geschichte wurde in der ganzen Gegend umher bekannt, jedermann bebauerte das Kind und die unglückliche Mutter, und der Pfarrer zu Groß-Rudnau, einem Dorfe, welches ebenfalls an diesem großen Walde lag, benützte am 29. Junius am Feste des heil. Peters und Pauls den öffentlichen Gottesdienst zu einer Ermahnung an seine Pfarrkinder, daß sie ein Werk der Nächstenliebe verrichten, und durch ein allgemeines Nachsuchen der jammernden Mutter ihr verlorenes Kind verschaffen möchten. Das Wort des Seelsorgers ging zu Herzen; jeder Vater, jede Mutter dachte sich an die Stelle der gekränkten Witwe, Jung und Alt versammelte sich, und unter Leitung des gräflichen Wirthschaftsbeamten Schwarze wurde ein regelmäßiges Nachsuchen veranstaltet, bey welchem nicht nur eine Strecke weit im Walde, sondern auch in dem daraustoßenden Ackerfelde jede Furche des hohen Getreides, jeder Graben, und selbst der Mühlteich genau durchsucht wurde, um den Knaben todt oder lebendig zu finden; aber wieder eben so vergeblich, man konnte keine Spure von dem kleinen Anton entdecken. Da der Wald sich ununterbrochen auf mehrere Meilen ausdehnt, so ward er an der Mittwoch Nachmittag noch einmal nach allen Richtungen tiefer durchsucht; aber alle ausgeschickten Bothen kamen am Abende eben so unverrichteter Sache zurück als am folgenden.

Die Mutter war nun über den Verlust des kleinen Anton außer sich. Tag und Nacht weinte und jammerte sie, und war nicht zu trösten. Von fünf eigenen und dreyen Stiefkindern war er ihr das liebste gewesen, weil er von dem ersten Lallen an so gute Ansagen, Herzengüte, Verträglichkeit

und Gefälligkeit gezeigt, und sie nie durch Ungehorsam betrübt hatte. Alle übrigen Kinder liebten den Kleinen eben so herzlich, und hörten nicht auf, über seinen Verlust zu jammern und zu weinen, besonders jene, die sie sich auch den Vorwurf machten, daß sie nicht besser auf ihn Acht gegeben hatten.

Die Mutter hörte auch am Donnerstage nicht auf, mit mehreren eigends dazu bedungenen Leuten nach dem Knaben zu suchen: sie versprach den Wald- und Feldhüthern große Belohnungen, wenn sie ihr Auskunft von dem Kinde verschaffen würden. Alles umsonst! Fast alle Tage dieser Woche waren schwere Gewitter gewesen, heftige Regen, und auch zweymahl so viele Schloßen gefallen, daß man sie selbst im Walde haufenweise zusammen scharren konnte. Man glaubte daher, wenn auch der arme Anton auch nicht Hungers gestorben wäre, hätten ihn auch nicht wilde Thiere zerrissen, oder wäre er auch nicht von den Insecten fast lebendig aufgezehrt worden, die in diesem Walde bey der heißen Jahreszeit häufig sich befinden: so hätte ihn, da er bloß mit einem leinenen Hemdchen bekleidet gewesen war, schon die Mäße tödten müssen. Man kann sich denken, wie diese schrecklichen Gedanken der unglücklichen Mutter das Herz zerrissen! Am Freytage gab sie schon alles Nachsuchen auf, da sie selbst schon an Kräften so erschöpft war, daß sie kaum mehr stehen oder gehen konnte.

Sonnabends den 2. Julius, Nachmittag gegen vier Uhr, also fast nach fünfmal vier und zwanzig Stunden ward der Knabe von einem Pferdthüther aus dem benachbarten Dorfe Rudzinek nur vier bis fünf tausend Schritte von

der Wohnung seiner Mutter in einem hohlen Baume liegend, zufällig entdeckt, und der trostlosen Mutter ins Haus gebracht. Der Knabe sah erbärmlich aus. Sinn- und bewußtlos, einer Leiche ähnlich, ganz erstarrt lag er da in seinem leinenen Hemdchen, das von dem Herumwälzen auf nassem Moder, auf halboerweseten Holznaseln und verfaultem Laube mit Erde vermengt, ganz schwarz geworden war. Der Mund war offen, und in denselben, so wie in die Ohren, Nase und Augen hatten sich die gräßlichsten Würmer eingewühlt, und die Ameisen liefen aus und ein.

Die Mutter war schon durch den Anblick des Leichnames ihres Kindes in ihrem größten Schmerzen etwas getröstet, denn sie hielt es für todt; doch konnte das Mutterherz den Gedanken nicht fassen, ihn in dem Grabe den Würmern vollends Preis zu geben, die schon jetzt angefangen hatten, in ihm, wie in ihrer Beute herum zu wühlen. Von Mutterliebe geleitet, legte sie ihn in ein lauwarmes Bad, und trieb, so viel sie konnte, die Würmer aus den Schlupfwinkeln, in welche sie sich eingemischt hatten, heraus; dann in der süßen Hoffnung, daß der Knabe doch noch vielleicht zum Leben gebracht werden könnte, versuchte sie es, ihm warme Milch tropfenweise einzusüßen, und siehe da! es ließen sich Zeichen des wiederkehrenden Lebens verspüren. Die zärtliche Mutter war außer sich vor Freude. Thränen rollten aus ihren Augen, die sie bethend zum Himmel erhob. Ihr Eifer und Muth nahm zu, sie fuhr fort ihn sanft zu reiben und Milch einzutropfeln, der kleine Anton fing an zu schlucken.

und die Lebenskraft ward von einer Stunde zur andern reger; endlich schlug der Knabe die Augen auf, und blickte zärtlich die Mutter an. Da warf sie sich mit ihren Kindern auf die Knie, und dankte dem Schöpfer für die wunderbare Erhaltung ihres Sohnes, drückte dann ihre Lippen an die blaffen Wangen des Neubelebten, und suchte durch Mutterwärme seine Lebenskraft zu erheben. Doch langsam kam der Gerettete zu Kräften, in den ersten Tagen nach der Wiederbelebung wollte er gar nichts essen, sondern verlangte nur immer nach kühlendem Trank, den ihm die sorgfältige Mutter oft, aber in kleinen Portionen reichte. Acht Tage hatte die Mutter zu thun, ehe sie ihn von den Wärmern, die sich am tiefsten eingestossen hatte, völlig befreyen konnte. Endlich kamen auch die Kräfte wieder, nach drey Wochen war der Knabe ganz hergestellt, und seitdem ist er so gesund und munter als jemahls.

Diese Geschichte lehrt uns die mütterliche Liebe und Sorgfalt, die uns von Jugend auf so zärtlich pflegt und nährt, noch deutlicher kennen. Wärdchten doch alle Kinder dieselbe recht beherzigen: wärdchten sie trachten, dieselbe durch gleiche Liebe, und Sorgfalt, durch Gehorsam, Fleiß und gute Aufführung zu vergelten! Diese Geschichte soll zugleich die ältern Geschwister, deren Aufsicht die jüngeren oft übergeben werden, warnen, auf der Huth zu seyn, damit die Kleinen nicht durch ihre Fahrlässigkeit Schaden nehmen.

Kindliche Liebe.

In der Militär-Akademie zu L* pflegte der Abgling Adolph S* die besten Speisen bey Tische diesem oder jenem Kameraden zu überlassen; trockene Speisen, welche sich durch längere Zeit aufbewahren ließen, suchte er vom Teller heimlich in seine Tasche zu bringen, und in seinem Kasten zu verbergen. Oft begnügte sich der Kleine mit Suppe, leetern Gemüse und trockenem Brote, und war dabey so munter und vergnügt, als die andern, welche drey bis vier Gerichte mit bestem Appetite verzehrt hatten.

Dem Aufseher konnte alles dieses nicht entgehen; er stellte den Cadeten darüber zu Rede, und es zeigte sich, daß ihm die Kameraden die Speisen, die er ihnen überließ, abkauften; zu dem fand man einen ziemlichen Vorrath trockener Speisen in altes Papier eingewickelt, und einige Gulden Geldes, die er schon für die verkauften Speisen eingenommen hatte, in seinem Kasten. Da bekannt war, daß Adolph der Sohn eines mittellosen Leutenants war, so vermuthete der Aufseher sehr bald, daß vielleicht die schöne Absicht, seine Eltern oder Geschwister zu unterstützen, den Knaben, mit dessen Aufführung man seit seinem Eintritte vollkommen zufrieden war, verleitet hätte, sich selbst Abbruch zu thun; aber er konnte durchaus nicht dahin gebracht werden, daß er es gestände; und da er von jeher viel Zartgefühl gezeigt hatte, so wollte der Aufseher nicht weiter in ihn bringen, und lauerte nur auf eine Gele-

genheit, wo sich der Knabe selbst verriethe. In dessen meldete er es dem Generale, dem Vorsteher der Militär-Akademie.

Dieser ließ den Knaben kommen, hielt ihm vor, was er von ihm gehört habe, und fragte ihn um die Ursache, warum er dieses thue. Der Knabe suchte Ausflüchte, und gab zuletzt gar keine Antwort. Der General erklärte ihm, daß Offenherzigkeit gegen die Vorgesetzten eine der nöthigsten Eigenschaften der Zöglinge sey, daß ihre Erziehung nur dann gelingen könnte, wenn sie das Innerste ihres Herzens denselben eröffnen; er lobte sein übriges gutes Verhalten, und ermahnte ihn, durch ein hartnäckiges Schweigen sich nicht so sträflich zu machen, daß er ihn zuletzt gar zu seinen Ältern zurück schicken müßte.

Diese Drohung erschreckte den Knaben. „Herr General!“ sagte er, indem er bittend die Hände faltete, „thun sie nur dieses nicht, ich will Ihnen alles gestehen.“ Mein Vater ist zwar von Adel, hat als Officier gedient, aber jetzt ist er bettelarm, und weiß manchen Tag nicht, woher er für sich, für meine Mutter und die andern drey Geschwister nur Brod schaffen soll. Er ist wegen Verpflegungsgeldern in Untersuchung; schon zwey Jahre dauert der Proceß, und seitdem ist ihm die Pension entzogen. In größter Dürftigkeit erwartet er den Ausgang des Processes, der seine Unschuld darthun wird. Zu Hause war ich gewohnt, mit schwarzem Brode meinen Hunger zu stillen, und hatte dieses oft nicht genug. Jetzt habe ich schönes weißes Brod im Überflusse, Gemüse und Fleisch; schon Jahre lang habe ich nicht so gut gegessen. So oft ich einen guten Bissen zum Munde führe, steht mein

lieber Vater, meine liebe Mutter, meine armen kleinen Geschwister mir vor Augen, wie sie an der schwarzen Brotrinde kauen. Können Sie auf mich zürnen, lieber Herr General, daß ich das, was ich so leicht entbehren kann, meinen Ältern schicke?“ Aber durch welche Gelegenheit, sagte der General gerührt, können Sie dieses ihren Ältern zukommen lassen? „Ein alter Invalide und treuer Freund meines Vaters, der mit ihm in dem nähmliehen Städtchen wohnt, kommt alle zwey, drey Wochen zu mir; diesem übergebe ich, was ich gespart habe, und er überbringt es treulich meinen armen Ältern.“ Wann wird er wieder kommen“, fragte der General? — Morgen, längstens übermorgen erwarte ich ihn. — „Nun so geben Sie ihm auch diese drey Ducaten hier für Ihren Vater, und lassen Sie ihn wissen, daß ich alle meine Freunde in Bewegung setzen werde, damit sein Proceß ehestens geendet werde, und er seine Pension erhalte. Ein Vater, der einen so guten Sohn erzogen hat, verdient ein besseres Schicksal.“ Bey diesen Worten küßte der General den Cadeten, und ermunterte ihn, hinfort seine Ältern so zärtlich zu lieben.

Durch einen glücklichen Zufall kam der Monarch durch L*, und besuchte die Militär-Akademie. Der General fand Gelegenheit, die schöne Handlung des Cadeten demselben bekannt zu machen, und eine Fürbitte für dessen Vater einzulegen. Gerührt durch die kindliche Liebe des Knaben, versprach der Monarch schnelle Abhülfe und schrieb den Namen des gekränkten Lientenants in seine Schreibrasel. In drey Tagen erhielt er die Anweisung, daß ihm die Pension von der gan-

zen Zeit, als er in Untersuchung stand, nachgezahlt werden sollte, mit der Zusicherung, daß er, wenn seine Unschuld erwiesen seyn wird, die Pension eines Hauptmannes lebenslänglich genießen sollte. Zugleich befahl der Monarch die schnelle Beendigung des Processes.

Der Lieutenant wurde unschuldig befunden, er erhielt den erhöhten Gnabengehalt, und hatte noch den schönen Trost, in seinem Sohne einen wackeren und gut unterrichteten Soldaten dem Vaterlande heranwachsen zu sehen.

Tägliche Prüfung.

Wer Fortschritte im Guten machen will, der muß häufig eine Prüfung mit sich anstellen, um zu sehen, was er noch für Mängel und Gebrechen hat. Der Philosoph Pythagoras sagte: „Laß den Schlaf nicht in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages überdacht hast. Frage dich: Worin war ich heute nachlässig? Was habe ich gethan? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? Auf diese Art frage von der ersten That des Tages an, und gehe bis zur letzten fort, und dann betrübe dich über das Böse, das du gethan hast, und freue dich über das Gute.

Der Philosoph Seneca sagte von sich selbst: „wenn das Licht weggenommen ist, alsdann überdenke ich meinen ganzen Tag; ich prüfe alle

meine Handlungen und Reden; ich verberge nichts vor mir; ich übersehe nichts.“

Außerungen der Vaterlandsliebe der Österreicher in den Kriegsjahren 1813 und 1814.

Fast durch zwanzig Jahre hat Oesterreich mit ganzer Kraft gegen das verderbliche Eroberungs-System Frankreichs Krieg geführt, und durch keine Unglücksfälle im Kampfe konnte es abgeschreckt werden, für die Unabhängigkeit seiner Erbstaaten und die alte Ordnung der Dinge zu kämpfen. Das erhabene Bemühen unsers angebetheten Monarchen für das Wohl des Kaiserstaates wurde immer von der wärmsten Vaterlandsliebe der Unterthanen unterstützt.

Ewig denkwürdig in der Geschichte wird das Jahr 1813 bleiben, als sich unser erhabener Monarch entschloß, für die Ruhe Europas, für einen dauerhaften Frieden die Waffen zu ergreifen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo das Glück die Waffen des Eroberers in den Schlachten bey Lützen und Bautzen begünstiget hatte. Ohne Oesterreich hätte ein Sieg, der Europa retten konnte, schwerlich von den Russen und Preussen erfochten werden können. Die Russische Kriegsmacht war zu weit vom Vaterlande entfernt, um jeden Verlust bald wieder zu ersetzen; Preussen, welches mit heroischen Kriegeren, die durch reine Vaterlandsliebe zu den kühnsten Thaten angespornt wurden, in den Kampf trat, hätte sich eben durch den Heldenmuth, welcher die Wackeren in das blutigste Schlachtge-

tümmel trieb, nach und nach durch rühmliche Siege in den Schlachten aufgezehrt.

Die Fürsten des vormahligen Rheinbundes, so hart sie auch den Druck Frankreichs empfanden, wagten es aus Furcht vor Napoleon nicht, sich für Rußland und Preussen zu erklären. Weil die Deutschen Fürsten ihre Unterthanen zwangen, gegen ihren Willen unter französischer Fahne zu fechten, so wagten es diese auch kaum, sich ihnen mit Offenheit zu nahen, und ihr Herzeleid zu klagen.

Da trat nun, nachdem alle Mittel erschöpft waren, auf gütlichen Wegen einen dauerhaften Frieden von Napoleon zu erhalten, das alte Kaiserhaus der Deutschen zu dem Bunde für die Freyheit Deutschlands und Europens mit Verachtung aller Vergrößerungen, die ihm Napoleon verheißten hatte, wenn es dem Bunde nicht beysträtte. Es trat mit einer Ruhe und Überlegenheit bey, welche seine Zuversicht aussprachen, daß der Bund zum Ziele gelangen werde.

Da richtete vertrauensvoll die Deutsche Nation das gebeugte Haupt empor, auf den Tag der Erbsung harrend; der Krieg gegen Frankreich wird nun ein National-Krieg um Freyheit und Ruhe; Baiern tritt entschlossen dem Bunde bey, und die Schlacht bey Leipzig, woran Osterreich den entscheidendsten Antheil hatte, rettet Deutschland.

Durch den Beytritt zum Bunde gegen Frankreich hatte unser gütigster Monarch den gemeinsamen Wunsch aller rechtlichen Staatsbürger erfüllt. So schwer der Kampf auch scheinen mußte, so sah man doch ein, daß es jetzt, oder nie mehr

eine Rettung von Frankreichs Übermacht gebe. Jeder biedere Oesterreicher erkannte die Wichtigkeit des entscheidenden Zeitpunctes, und kam mit warmer Vaterlandsliebe den Zeitumständen zu Hülfe. Von jeher haben die Bürger des ausgedehnten Oesterreichischen Kaiserstaates beyrkundet, wie sehr sie an Monarchen und Vaterland mit ganzer Liebe hängen; in diesem Zeitpuncte aber haben sie der Bürgertugend die Krone aufgesetzt. Ich will hier nur theilweise anführen, wie alle Stände, alle Nationen, jedes Alter während dieses Krieges ihre Vaterlandsliebe thätig bewiesen haben; alle patriotischen Handlungen herzuzählen, würde ein bogereiches Buch erfordern.

Errichtung der Landwehre.

Um dem Feinde mit Nachdruck zu begegnen, wurden alle Regimenter vollzählig gemacht, und jedes Infanterie-Regiment mit zwey Bataillons Landwehre vermehrt. Noch nie griff die junge Mannschaft so freudig zu den Waffen; sie kannte den hohen Zweck des Monarchen, sie hoffte Sieg für die gerechte Sache. Die unverheiratheten Jünglinge reichten nicht hin, es wurden junge Männer aufgefodert. Schwer war es, sich von Weib und Kindern zu trennen, aber das Vaterland brauchte ihren Arm. Da hörte man keinen murren, jeder stellte sich in die Reihen der Krieger, weil es die Pflicht forderte. Viele Familien der Landwehrmänner schienen in die mißlichste Lage zu kommen, weil ihnen der Nährvater entzogen wurde. Aber der Wehrmann bauete auf seine Mitbürger, die Vaterstelle an den Sei-

nigen vertreten würden, während er mit tapferem Arme für Monarchen und Vaterland focht.

Unterstützung der Landwehrfamilien.

Da hatten gleich auf die Aufforderung der Landesregierung die Bewohner des Oesterreichischen Staates sich wechselseitig die Hand geboten, um die Familien der Landwehrmänner zu ernähren, während die Väter im Felde dienten. Reichlich flossen die Gaben von allen Seiten, und bald war ein beträchtlicher Fond beisammen, mit welchem man fortdauernd die zurückgelassenen Weiber und Kinder unterstützen konnte. Nur einzelne Patrioten will ich hier anführen, welche unter den ersten diese Familien bedachten.

Stephan Gelly,

Leder- und Handschuh-Fabricant in Wien auf der Landstraße No. 381, hat sich einer der ersten erbothen, einem zurück gelassenen Kinde eines braven Landwehrmannes täglich sechs Kreuzer, und zwar, so lange der Krieg dauert, und der Vater noch nicht zurück gekommen ist, zu geben. Sollte der Vater vor dem Feinde bleiben, oder durch erhaltene Wunden zur Arbeit unfähig werden, so wolle er dem Kinde noch drey Jahre nach dem Frieden diese Gabe reichen, bis entweder durch den Eintritt desselben in die Lehre bey einem Meister, oder auf eine andere Art für dasselbe gesorgt wäre. Dieser schöne Zug von edler Vaterlands- und Menschenliebe verdient um so mehr geachtet zu werden, da er so viele Nachahmung fand.

Der in Penzing No. 8 wohnhafte

Joseph Ruhn

hat bald darauf der k. k. Polizey-Ober-Direction 100 Gulden W. W. mit der Bitte übergeben, diese an zehn dürftige Weiber solcher Landwehrmänner zu vertheilen, welche für Monarch und Vaterland im Felde kämpften. — Der Glas-Fabrikant zu Joachimsthal, Wenzel Zirk, und der Hammerwerks-Besitzer zu Hermannschlag, Anton Laschneck, beyde in Osterreich B. D. M. B. haben ihren Bürgerfynn auf gleiche Art beurkundet. Ersterer machte sich verbindlich, monatlich 12 Gulden; letzterer aber 6 Gulden an die damahligen Landwehr- und Soldatenweiber der Herrschaft Weitra auszuführen. — Der würdige Graf Balthasar Philipp von Merode hat bey der k. k. Stadthauptmannschaft 300 Gulden zur Unterstützung der Landwehr-Familien erlegt. — Aloys Edler von Bergengstamm übergab zu diesem Zwecke 100 Gulden, welche bey einem am Elisabeth-Tage bey den Elisabethinerinnen abgehaltenen Feste gesammelt wurden.

Patriotisches Anerbiethen eines Wiener-Bürgers.

Ein Bürger und Kaufmann in Wien, der seine edle Denkungsart noch dadurch erhöhet, daß er seinen Nahmen öffentlich zu nennen sich verbeethen hat, machte gleich bey Ausbruch des Krieges das Anerbiethen, 20 Mann von der Landwehre vollständig zu kleiden und auszurüsten; er versprach,

jährlich, so lang der Krieg dauern würde, 600 Gulden als Beytrag zur Unterstützung dürftiger Familien der in das Feld rückenden Militär- und Landwehrmänner abzureichen. Durchdrungen von dem erhabenen Zwecke, zu welchem dieser Krieg geführt wurde, machte er sich verbindlich, nach Beendigung des Krieges vier verdienstvolle gemeine Soldaten lebenslänglich und zwar mit freyer Wohnung, Licht, Holz und dreyfacher Zubaliden-Lohnung gegen eine geringe, ihren Kräften angemessene Beschäftigung zu versorgen. Hätte wohl dieser edle Patriot schöner und menschenfreundlicher handeln können! So ein Zug von Vaterlandsliebe fordert laut zur Nachahmung auf!

Eine große Cantate wird in Wien gegeben.

Da Gaben von allen Seiten zur Unterstützung der zurückgelassenen Familien der Soldaten und Landwehrmänner auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden, wurde auch eine große Cantate in der k. k. Reitschule veranstaltet, und Handels großes Oratorium, Thimotheus oder die Gewalt der Musik gewählt. Bey 600 Musikliebhaber wirkten mit Vergnügen mit, da die Einnahme den Familien der Landwehrmänner und Soldaten bestimmt war. Der Zulauf der Zuhörer war ungewöhnlich groß; man wollte die Gelegenheit benutzen, wohlthätig an den Zurückgelassenen der Landesvertheidiger zu seyn. Der reine Betrag der Eintrittsgelder betrug die Summe von 10,576 Gulden W. W. und 18 Ducaten im Gelde, welche der k. k. Stadthauptmannschaft in Wien übergeben worden sind, um im Einverständnisse

mit den vier Kreisämtern des Landes unter der
Einnahme zur Unterstützung dürftiger Familien Öfter-
reicherischer Unterthanen, die als Landwehrmänner
oder Soldaten ins Feld gerückt sind, vertheilt zu
werden.

Auf gleiche Art wurden öffentliche Vergnü-
gungsorter zur Wohlthätigkeit gegen die zurückge-
lassenen Familien der Landwehrmänner benützt.
Der Theater-Unternehmer in der Josephstadt
in Wien, welcher sich durch patriotische Handlung-
en schon öfters ausgezeichnet hatte, hat eine Ein-
nahme bey einer Theater-Vorstellung pr. 682 Gul-
den zur Unterstützung der Militär- und Landwehr-
Familien bestimmt, und alle Unkosten aus Eigenem
bestritten.

Der Gastwirth zur Mehlgrube, Michael
Mbraus, hat 218 Gulden; der Administrator
des Gasthofes zum römischen Kaiser, Emanuel
von Eppinger, 442 Gulden; der Gastgeber auf
der Wieden beym Raubschein, Johann See-
mann, 43 Gulden als die Eintrittsgelder bey
einem zu diesem Zwecke gegebenen Ballo darge-
bracht. Ihrem Beyspiele sind viele andere gefolgt.

Gabe der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie.

Die k. k. Theresianische Ritter-Akademie, die
Pflanzschule künftiger höhherer Beamten und Staats-
männer ist den übrigen Erziehungs-Anstalten mit
einem rühmlichen Beyspiele vorgegangen. Die
Direction derselben veranstaltete bey den Jöglin-
gen, den Geistlichen, Beamten und Dienern für
den Fond zur Unterstützung der zurückgebliebenen
Militär- und Landwehr-Familien eine Sammlung.

Gern legte jeder Zögling von seinem ausgemessenen Taschengelde eine beträchtliche Gabe hin; alles trug mit Vergnügen bey, und bald war die Summe von 749 Gulden 15 Kreuzer zusammengebracht, zu welcher der Akademie-Fond noch 250 Gulden 45 Kreuzer hinzufügte, um die Summe von 1000 Gulden voll zu machen, welche an die k. k. Stadthauptmannschaft zu dem edlen Zwecke übergeben wurde. Aufgemuntert durch dieses Beyspiel haben die Zöglinge des Gaber'schen Privat-Erziehungsinstituts in der Vorstadt Breitenfeld in Wien 86 Gulden zu eben demselben edlen Zwecke zusammen getragen.

Joseph Edler von Well,

Inhaber der Apotheke zum goldenen Vären in Wien, hat sich bey jeder Gelegenheit als Menschenfreund und Viedermann ausgezeichnet. Bey den Sammlungen für die Familien der Militär- und Landwehrmänner erklärte dieser Patriot der k. k. Stadthauptmannschaft, daß er bereit sey, den in der innern Stadt befindlichen Militär- und Landwehr-Familien, deren Väter für den gegenwärtigen Kriegsdienst ausgehoben wurden, die Arzneyen in Krankheitsfällen bis zur Zurückkunft derselben, ganz unentgeltlich zu reichen. — Eben so hat auch Franz Langhammer, des äußeren Rathes und bürgerlicher Apotheker im Neu-Lerchenfeld, immer auf die Vergütung der den Landwehr-Familien abgereichten Arzneyen Verzicht geleistet. — So hat der Buchhändler Carl Gerold in Wien für die Kinder der Landwehrmänner, welche die Schule besuchen,

eine große Anzahl schön gebundener Prüfungsgeschenke im Werthe von 300 Gulden überreicht, um die Kinder in Abwesenheit der Väter zum Fleiße anzuspornen. — Der Markt-Fierant Gabriel Wladislaw hat allein 300 Gulden zur Unterstützung der Militär- und Landwehr-Familien beyder k. k. Stadthauptmannschaft abgegeben.

Gründung des Fonds für die Familien der Landwehrmänner.

Solche einzelne Gaben erfüllten alle Bewohner des Osterreichischen Kaiserstaates mit edlem Eifer, für die zurückgelassenen Weiber und Kinder der im Felde stehenden Krieger auf eine menschenfreundliche Weise zu sorgen, und hierin haben die Einwohner Wiens den übrigen mit ihrem guten Beispiele vorgeleuchtet. Kaum wurde die landesväterliche Absicht Seiner Majestät, unsers allgeliebten Monarchen bekannt, daß in jener Stadt aus freywilligen Beyträgen ein Fond gegründet werden möchte, aus welchem die zurückgelassenen Weiber und Kinder der neu zum Militär oder zur Landwehre angeworbenen Männer unterstützt werden könnten, als sich unter allen Ständen und Classen der Hauptstadt und im ganzen Lande der regste Eifer für die Erreichung dieser allerhöchsten Absicht dergestalt aussprach, daß in einem Zeitraume von kaum 3 Monaten bis zu Ende October 1813 zu dieser wohlthätigen Unterstützung in Wien bereits die Summe von 173,073 fl. 18 kr. gesammelt war, von 100,498 fl. 24 kr. als fortdauernde jährliche Beyträge von den edlen Gebern zugesichert

wurden; 72,674 Gulden, 54 Kr. aber ein für allemahl verheiffen wurden. Diese Summe vermehrte sich durch wohlthätige Geber von Monath zu Monath beträchtlich, so daß bis 1800 Weiber und Kinder wohlthätig mit täglichen Zulagen unterstützt wurden, und doch noch mit Ende Jänner 1814 ein Cassa-Rest von 84795 Guld. übrig blieb. Wenn nur der Raum gestattete, alle diese Menschenfreunde nahmentlich anzuführen, wenigstens jene dadurch der Vergessenheit zu entreißen, welche sich durch Sammeln der Beyträge ein besonderes Verdienst um die zurückgelassenen Weiber und Kinder der Krieger erworben haben. Die öffentlichen Zeitungen lieferten wöchentlich ganze Verzeichnisse der Biedermänner, die ansehnliche Gaben dargebracht hatten. Obige Summe wuchs mit jedem Tage. So schöne Züge der Wohlthätigkeit und reinen Vaterlandsliebe rührten Seine Majestät den Kaiser, und aus der weiten Entfernung, von Frankfurt am Main ließ Allerhöchst derselbe am 2. December 1813 den edlen Gebern sein besonderes gnädiges Wohlgefallen bezeugen.

Wie in der Hauptstadt so beeilten sich alle patriotisch gesinnten Bürger im ganzen Kaiserstaate Gaben für diesen edlen Zweck hinzulegen. Eine Provinz wetteiferte mit der andern an Wohlthätigkeit und reiner Vaterlandsliebe. So hatte ein Ungenannter zu Stein am Unger in Ungarn zur Unterstützung der Militär- und Landwehr-Familien 50 fl. dargebracht. In Linz gab eine Gesellschaft Kunstfreunde am 25. December 1813 u. 6. Jänner 1814 ein großes Oratorium, und am 18. Hornung eine dramatische Vorstellung zum Besten

der Landwehr = Familien. Der Gutbesitzer in Mähren, Georg v. Lilienswald hat allen zurück geliebenen Weibern und Kindern seiner beym Militär oder bey der Landwehr dienenden Unterthanen so gleich nebst freyer Wohnung und Beheizung durch eine ihren Kräften angemessene Arbeit auf dem Gute hinreichenden Verdienst verschafft, und sich erbot, jedem Soldaten oder Wehrmann von seiner Herrschaft, der sich die goldene Medaille erwirbt, 300 Gulden, und jedem der eine silberne Medaille erhält, 150 Gulden als Belohnung zu reichen. In allen Provinzial = Städten und auf dem Lande ordnete man Sammlungen an; der Ertrag derselben übertraf alle Erwartung. So konnte die neu geworbene Mannschaft, welche Weib und Kind zurück ließ, unbesorgt und munter ins Feld ziehen. Sie sahen ihre Familien durch die Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger versorgt, sie wußten nun, daß sie für Monarchen und Vaterland sechten sollten, welche jetzt schon die Versorgung der Ihrigen übernommen hatten, und daß diese, wenn ihnen der schöne Tod auf dem Felde der Ehre zu Theil werden sollte, auch Vaterstelle an den Ihrigen vertreten würden. Da streitet der Soldat mit Heldenmuth, wenn er für so einem Monarchen, für so ein Vaterland, für solche Staatsbürger dem Feinde entgegen steht.

Unterstützung der Landwehr = Männer und Soldaten.

So wie durch die Wohlthätigkeit der Bewohner des Osterreichischen Kaiserstaates für die zurückgelassenen Familien der ausrückenden Mann =

schaft gesorgt war, so suchten auch viele patriotisch gesinnte Männer den Zustand der Krieger zu verbessern, indem sie ihnen theils Zulagen an Geld gaben, theils Wein, Lebensmittel u. d. gl. zuschickten. Der Krieger sollte daran erkennen, daß der Staatsbürger die Dienste zu schätzen weiß, welche er dem Vaterlande und jedem Einzelnen erweist. Aus der großen Zahl dieser edlen Geber will ich nur einige ausheben.

Dem bürgerlichen Seidenzeug = Fabrikanten und Eigenthümer des Hauses No. 319 in der Vorstadt Wieden in Wien, Conrad Kaschauer wurden sechs Arbeiter und sein Werkführer zum Militär ausgehoben. Obwohl er durch den Abgang dieser Arbeitsleute im Betriebe seines Gewerbes auf einige Zeit gehindert wurde, so verzagte er doch auf sich selbst, weil das Vaterland dieser Männer bedurfte. Er sprach ihnen Muth ein, ermunterte sie, für Monarchen und Vaterland als wackere Soldaten zu streiten, und sicherte jedem der sechs Arbeiter ein tägliche Zulage von 6 Kreuzern, dem Werkführer aber täglich 20 Kreuzer für die Dauer des Krieges zu, und erlegte beym Ausrücken dieser sieben Männer so gleich den halbjährigen Betrag vorhinein. Ein solcher Patriotismus ehrt den Oesterreicher!

Der bürgerliche Posamentierer, Ferdinand Schenzel in Wien hat mit gleichem Bürgerfinne dem Gefreyten Joseph Schenzel eine monatliche Zulage von 6 Gulden zugesichert. So erlegte das Großhandlungshaus M. Baumgartner 30 Gulden als Zulage für den bey der Landwehre des

I. Bändch. L

Regiments Deutschmeister dienenden Korporal
Hirsch.

Franz Fertl, Verwalter der Herrschaft Pottenbrunn im Lande unter der Enns ermunterte die seiner Leitung anvertrauten Unterthanen zu freywilligen Beyträgen an Gelde für das Infanterie-Regiment Kerpen, welches dort seinen Werbbezirk hat. Er selbst legte eine reichliche Gabe hin, und bald war ein jährlicher Betrag von 294 Gulden 46 Kr. beysammen, welcher durch die ganze Dauer des Krieges jährlich diesem Regimente als Zulage für die gemeine Mannschaft gereicht werden sollte. Schon früher hatte dieser Wiedermann 77 Gulden 37 Kreuzer unter seinen Unterthanen gesammelt, und zu dem gleichen Zwecke abgeführt. Glücklich ist eine Gemeinde, welche durch einen Vorsteher geleitet wird, dessen Herz von Vaterlandsliebe erwärmet ist!

Der Secretair der musikalischen Witwen- und Waisengesellschaft in Wien, Paul Maschek, hat unter den Mitgliedern derselben eine Sammlung veranlaßt, und den eingegangenen Betrag von 215 Gulden zum Besten des im Felde stehenden Militärs als einen Beweis der Hochachtung und Liebe, welche diese Gesellschaft für das Vaterland hegt, dargebracht. Der Gastwirth zum Regal an der Wien hat 121 Gulden von seinen Gästen gesammelt, und sie zu Gunsten der Wiener-Landswehrmänner überreicht.

Der Oberbeamte der Herrschaften Carlstetten und Wasserburg, Anton Koppreiter, hat eben so in seinem Bezirke eine Subscription zur Unterstützung der vor dem Feinde dienenden Mannschaft des Regiments Kerpen veran-

staltet. Er stellte besonders den jüngeren Gemeindegliedern vor, wie viel bequemer ihr Zustand bey den Thüngen zu Hause sey, während mehrere ihres Alters und Standes aus dem Bezirke der Herrschaft als Soldaten alles Ungemach des Krieges ertragen müßten. Wort und Beyspiel des braven Oberbeamten wirkten. Eine große Zahl Gemeindeglieder setzten jährliche Beträge fest, welche sie in vierteljährigen Raten zu bezahlen versprochen, und der Gesamtbetrag wurde auf 268 Gulden 12 Kreuzer gebracht. Von demselben erhielten sieben Soldaten von dem Regimente, welche aus dem Herrschaftsbezirke gebürtig waren, eine tägliche Zulage von 8 Kreuzern, fünf Landwehrmänner aber, welche von diesen Herrschaften gestellt worden waren, täglich 4 Kreuzer, der Ueberrest wurde unter die Mannschaft des Regiments vertheilt.

Eben dieser würdige Oberbeamte hat gemeinschaftlich mit seiner Gattinn, dem Gegenhändler Sörmannseder und Johann Rorauscheck einem Gemeinen des Regiments Kerpen, Namens Georg Gallauer, der auf ihre Aufforderung freywillig ins Regiment trat, eine jährliche Zulage von 18 Gulden 15 Kreuzer zugesichert. — Verdient nicht dieser Patriot eine ehrenvolle Erwähnung, dessen schöne Handlung seinen lebhaften Antheil an der allgemeinen Sache des Vaterlandes und sein theilnehmendes Gefühl für seine kämpfenden Mitbürger laut ausspricht.

Die Bezirks-Obrigkeit Weyer in Steyermark hat mit rühmlicher Vaterlandsliebe sich angeschlossen, dem würdigsten Soldaten von der Kreuzer-Landwehre durch die Dauer des Krieges täg-

lich sieben Kreuzer zuzulegen, und hat, um das Namensfest uners geliebten Kaisers mit einer patriotischen Handlung zu feyern, den halbjährig-
gen Betrag mit 21 Gulb. 18 Kr. am 4. Octo-
ber 1813 dem Militär - Commando eingeschendet.

Der Verwalter der Herrschaft Groß-Ruß-
bach W. u. M. B. hat für unbemittelte Eade-
ten vom Infanterie Regimente E. H. Carl, die
zum Officier befördert werden, 25 Gulb. mit
der Erklärung dargebracht, diesen Betrag für
jedes Quartal, so lange der Krieg dauert, zu
erlegen.

Von den Buchbindergefallen in Wien sind
fünf zum ersten Landwehr-Bataillon von Deutsch-
meister-Infanterie getreten. Die Innung der
bürgerlichen Buchbinder veranstaltete unter den
Meistern eine Sammlung zu einer Zulage für
diese fünf Wehrmänner, welche so ergiebig war,
daß denselben vierteljährig 50 Gulben 40 Kreuz-
er zugesichert wurden, und zwar so lange der
Krieg dauert. Durch das Beyspiel der Meister
aufgemuntert, haben die in Wien arbeitenden
Geseßen 82 Gulben zusammengetragen, welche
unter diese fünf Wehrmänner in gleichen Theilen
vertheilt wurden. Dieser Zug von Vaterlands-
und Brudersliebe verdient als ein nachahmungs-
würdiges Beyspiel für alle Innungen aufgestellt
zu werden.

Ein Ungenannter hat sich bey den k. k.
Hoffkriegsrathe angebothen, einem Landwehrmann
von Deutschmeister eine Zulage von täglichen
12 Kreuzer auf die Dauer des Krieges verabsols-
gen zu lassen.

Der Magistrat der I. f. Stadt Euln in Osterreich W. D. W. W. hat bey Gelegenheit der Siegesfeyerlichkeit wegen der großen Schlacht bey Leipzig der dort befindlichen Mannschafft des zweyten Landwehr - Bataillons Erzherzog Rudolph fünfzig Gulden als ein freywilliges Geschenk übergeben, und hlerdurch seine Achtung für die im Felde kämpfende Mannschafft bezeuget.

So hat auch der äußere Rath und Richter in der Vorstadt Wieden in Wien den neu erworbenen Kriegern der deutschen Legion, als sie von Wien abzogen, drey Elmer Wein und Brot abgegeben; dessen Beyspiel haben mehrere Bürger Wiens nachgeahmt, und gewöhnlich wurde die durch die Vorstädte Wiens ziehende Mannschafft auf dem Wege mit Wein und Bier erquicket.

Der würdige Domprobst und Stadtpfarrer in Linz, Franz Kaver Ertl hat der Mannschafft des Reserve - Bataillons vom Infanterie - Regimente Strauch einen Beweis seiner Achtung dadurch gegeben, daß er am 14. Februar 1814, als deren Fahne feyerlich eingeweiht wurde, jedem Manne vom Feldwebel abwärts die doppelte Löhnung aus Eigenem reichen ließ.

Ein wackerer Schütze hatte sich freywillig als Unter - Officier zu dem Tyroler - Scharfschützen - Frey - Corps gestellt. Nicht seine Gattinn, nicht seine zwey unmündigen Kinder konnten ihn abhalten, in diesem heiligen Kriege in die Reihe der Kämpfer für die gerechte Sache zu treten; er vertraute, daß patriotisch gesinnte Bewohner Wiens für sein Weib und seine Kinder sorgen würden, während er als Landesvertheidiger gegen

den Feind sehe. Da veranstaltete die edelbenkende Gattin des k. k. Handschuh = Fabrikanten, Franz Desbalmes in der Vorstadt Gumpendorf No. 281 mit wohlthätigem Bürgerfinne unter ihren Bekannten eine Sammlung sowohl zur Ausfattung dieses Braven, als auch zur Unterstützung seiner Frau und zwey Kinder, und legte noch überdieß aus eigenen Mitteln eine Zulage von täglichen 10 Kreuzern auf ein Jahr für denselben bey der Stadthauptmannschaft nieder.

Die Schützengesellschaft zu Neuttschein in Mähren hat 20 Jägern, welche sich freywillig anwerben ließen, eine Zulage von täglichen 10 Kreuzern für die Dauer des Krieges gereicht, und sieben brauchbare Kugelfuzen sammt Mörkeln zu ihrer Armatur übergeben.

Patrioten werben Soldaten an.

So wie eine große Zahl Krieger von gut denkenden Staatsbürgern durch Zulagen während ihres Kriegesdienstes unterstützt wurde, so warben wieder andere mit echtem Bürgerfinne rüstige Männer auf eigene Kosten an, um unter dem Banner Osterreichs die gerechte Sache vertheidigen und einen dauerhaften Frieden erkämpfen zu helfen, und gaben denselben Rüstung und Löhnung.

Ein hervorleuchtendes Beyspiel hat hierin der ausgetretene k. k. Rittmeister und Erbherr der Stadt und Herrschaft Frysztak von Zerboni seinen Altvürgern aufgestellt. Dieser Biedermann hat aus edlem patriotischen Antriebe 10 Mann und eben so viele Pferde auf eigene Kosten zu dem

Chebeaur = Legers = Regiment D' Reilly freywil-
lig gestellt.

An seine Seite verdient der Seidenzeug = Fa-
brikant in Wien, Christoph Andrear, Besitzer ei-
ner Herrschaft in Böhmen gestellt zu werden. Die-
ser hochgerühmte Patriot hat sechs rüstige Män-
ner, welche der Conscription nicht unterlagen,
durch ein gutes Handgeld angeworben, auf ei-
gene Kosten mit Pfeden, Waffen, und Montur
vollkommen ausgerüstet, sie für die Dauer des
Krieges zu dem zweyten Husaren = Regimente des
deutschen Legion gestellt, und jedem derselben ei-
ne ihrer Böhnung gleiche Zulage zusichert, und
sich auch verbindlich gemacht, demjenigen dieser
Soldaten, welcher mit der goldenen Tapferkeits-
Medaille zurück kehren sollte, ein Geschenk von
300 Gulden, demjenigen aber der die silberne er-
wirbt, 200 Gulden auszuzahlen.

Der Präfect Johann v. Reysin in Ungarn
hat aus Eigenem den Beliten Korporal Johann
Viola zu Lichtenstein Husaren mit Rüstung und
Pferd gestellt, die Kosten der Verpflegung des
Mannes und Pferdes auf die Dauer des Krieges
übernommen, und über dieses dem Beliten eine
Zulage von monatlich 3 Gulden zugesichert. Sol-
che Beyspiele des Patriotismus erheben die Brust
tes Osterreichs!

So hat der Kossainizer Bürger und Handels-
mann, Simon Loucharevich einem Ausländer,
der hier zu Lande von der Militär = Stellung be-
freyt war, fünfzig Gulden Conventions = Münze
ausbezahlt, damit er unter die Fahnen Oster-
reichs sich freywillig stelle.

Einige Biedermänner, welche ihre Nahmen nicht bekannt machen wollten, haben sich vereinigt, zwölff gebildete und wohlgezogene junge Ausländer auf ihre Kosten zum Militär anzuwerben, und haben dieselben zum Cheveaur = Legers = Regimente Kaiser bestimmt. Sie haben dieselben mit großen Kosten zum Felddienste ganz ausgerüstet; ihnen zugerittene herrliche Pferde verschafft, und sie dem Herrn Hof = Kriegs-raths = Präsidenten mit der Bitte übergeben, daß sie auf das baldigste zum Regimente ins Feld abgeschickt werden möchten, um an dem Kampfe fürs Vaterland ehestens Theil nehmen zu können.

Gutgesinnte Staatsbürger reichen Soldaten die Löhnung.

Anderere glaubten sich um das Vaterland verdient zu machen, wenn sie bey den großen Staatsausgaben während des Krieges, es übernahmen, einen oder den andern Krieger auf ihre Kosten zu erhalten.

So hat Paul Rädger, des äußeren Rathes und Hausinhaber in der Vorstadt Kossau in Wien, aus besonderer Verehrung der allerhöchsten Person Sr. Majestät des Kaisers und aus Liebe für den Staat sich erklärt, den Unterhalt für zwey Mann des Infanterie = Regimentes Deutschmeister, in so lange die Monarchie keine vollkommene sichere Friedensruhe erlangt hat, auf seine Kosten zu bestreiten, und so gleich den Kostenbetrag für ein halbes Jahr in die Kriegs = Cassa erlegt. Ein solcher Beweis der echt vaterländischen

Gefinnung verdient unter schönen Handlungen ausgezeichnet zu werden.

Ein Ungenannter, dessen schöne That durch absichtliches Geheimhalten seines Namens einen desto größeren Werth erhält, hat für die Krieger, welche im Kampfe mit dem Feinde begriffen waren, eine Hof = Kammer = Obligation von 850 Gulden dargebracht, und sich nebstbey erbothen, zwey Landwehr = Männern für die Dauer des Krieges Rüstung und Löhnung abzureichen.

Ein anderer warmer Freund des Vaterlandes mit seiner Gattinn, welche sich beyde die Bekanntmachung ihres Namens verbethen haben, haben sich verpflichtet sieben Landwehrmännern aus dem Dorfe Enzersdorf am Gebirge vom 1. September 1813 an, durch die ganze Dauer des Krieges den vollen Unterhalt zu reichen, und den Betrag in monatlichen Raten zu erlegen. Das edle Ehepaar hat mit rühmlichem Bürgerfinne sich auch verbindlich gemacht, jenen fünf Landwehrmännern aus diesem Dorfe, welche sich zuerst durch ausgezeichnete Tapferkeit der goldenen Verdienst = Medaille würdig machen, jedem eine Belohnung von 500 Gulden W. W., und eben so den fünf ersten, welche die silberne Tapferkeits = Medaille erhalten, eine Belohnung von 200 Gulden gleich nach hergestelltem Frieden zu übergeben. Sollten sie nach dieser Auszeichnung vor dem Feinde bleiben, so würden sie diese Belohnung an ihre nächsten Verwandten ausfolgen lassen. Diese beyden ausgezeichneten Patrioten wollten also nicht nur Krieger für den Staat besolden, sondern sie auch durch versprochene Belohnungen zur Tapferkeit anspornen. S. Majestät haben den beyden

Geborn Ihr allerhöchstes Wohlgefallen über diesen schönen Beweis einer reinen und uneigennütigen Vaterlandsliebe bezeigen lassen. Jeder Patriot zollt ihnen im Stillen seine Achtung und seinen Dank. — Die Herrschaft Brunn am Gebirge im B. O. W. B. hat es über sich genommen, einen Feldjäger für die ganze Dauer des Krieges mit Ebhnung, Montur und Sold zu versehen. — Der Handelsmann Paul Szonte zu Miskolcz in Ungarn hat mit patriotischem Sinne für zwey Rekruten die Monturs- und Rüstungskosten nebst einer einjährigen Verpflegung im Betrage von 282 fl. 39 kr. an die Kriegs-Casse erlegt. — Der Oberbeamte der Herrschaft Pottenbrunn im B. O. W. B., Franz Fesl, hat mit rühmlicher Vaterlandsliebe eine Sammlung für die im Felde kämpfenden Krieger bey seinen Unterthanen veranstaltet, und 225 fl. zur Vertheilung an dieselbe übergeben.

Jäger werden freywillig gestellt.

Gleich zu Anfang des Krieges, als Se. Majestät unser Kaiser die zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgestellten Streitkräfte durch neu errichtete Jäger-Bataillons vermehren wollten, und von der Treue Ihrer Unterthanen, von derselben Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland überzeugt, den Wunsch geäußert haben, daß Güterbesitzer und andere Einzelne, welche Büchsenspanner in Diensten haben, diese als Jäger, auf die Dauer des Krieges, dem Vaterlande überlassen möchten, war der Ausspruch dieses Wunsches gesungen, um den edelsten Wettseifer des Adels in allen

Provinzen des Kaiserstaates in Bewegung zu setzen. Keiner wollte in thätigen Beweisen seiner Vaterlandsliebe, seiner Unhänglichkeit an den besten der Regenten zurück bleiben.

In Oesterreich haben die größeren Güterbesitzer, Prosper Fürst von Sinzendorf, der oberste Hof- und Land-Jägermeister, Ferdinand Graf zu Hardegg und Joseph Graf von Brenner und mehrere andere durch freywillige Widmung ihrer Jäger zu dem Militär-Dienste auf die Kriegedauer und durch die ihnen verheißenen Zulagen zuerst den sprechendsten Beweis ihres hohen Patriotismus und ihrer Liebe zu dem Landesfürsten gegeben. Zu gleicher Zeit haben die k. k. Patrimonial-Herrschaften im B. D. M. B., wie auch die Herrschaftsbefitzer Egon Landgraf zu Fürstenberg, Joseph Graf von Palfy, und Joseph Graf von Gilleis ihren rühmlichen Eifer für die Sache des Vaterlandes dadurch bewährt, daß sie gelernte Jäger aus ihren Diensten freywillig stellten, und denselben den bisher genossenen Gehalt für die Zeit der Abwesenheit im Felde als Zulage versicherten.

Eben so haben die Staats Herrschaft Klein Maria-Zell, die Herrschaft Weikersdorf bey Baden, ferner die Güterbesitzer Grafen von Palfy, Stein und Hoyos aus eigenem Antriebe Jäger gestellt, denselben ansehnliche Handgelder gegeben, größere Zulagen bewilliget, ihnen den Eintritt in den verlassenen Dienst zugesichert, und Versorgung im Falle einer Krankheit, oder wenn sie als Krüppel zurück kommen sollten, verheißten.

Der Abt von Liliensfeld hat zum aufmunternden Beyspiele für die Stifter und Kldner im Lande freywillig einen Jäger gestellt, gekleidet und gerüstet. Er hat demselben eine ansehnliche Zulage, und den Rücktritt in den verlassenen Dienst zugesichert. Auf gleiche Art haben noch viele andere patriotisch gesinnte Oesterreicher die Zahl der Jäger durch freywillig gestellte Mannschaft vermehrt.

Der Großhändler Liebmann in Wien machte den Antrag, zwey Mann zu der Infanterie und zu den Jägern mit Erlegung des Montour- und Werbegeldes zu stellen. Er hat einem jeden derselben eine tägliche Zulage auf die Kriegsdauer, und auf den Fall, daß sie die Verdienst-Medaille erhalten, lebenslänglich die Zulage, und wenn sie zu Officieren befördert werden sollten, jedem einen Equipirungs-Beytrag von 100 Gulden zugesichert. — Der Besitzer der Herrschaft Loosdorf im B. u. M. B., Michael Hengemüller hat aus Liebe zum Monarchen und Vaterland einen vollkommen gerüsteten Mann zum dritten Jäger-Bataillon gestellt, demselben ein Handgeld von 50 Gulden abgereicht, auf die Dauer des Krieges eine monatliche Zulage von 15 Gulden, und überdieß nach beendigtem Feldzuge entweder eine Bedienstung auf seiner Herrschaft, oder ein Betrag von 300 Gulden zugesichert.

Nicht allein der Dank des Vaterlandes und die Zufriedenheit des besten Monarchen folgt auf solche patriotische Handlungen, sondern auch die feste Überzeugung, daß der erhabene Adel wie an Rang und Glücksgütern, so auch an Vaterlandsliebe und Biederfinn unter den übrigen Staats-

bürgern glänzt, wird der schöne und erwünschte Lohn dieser Patrioten seyn.

So wie in Oesterreich an jedem Tage neue Spuren reiner Vaterlandsliebe und fester Anhänglichkeit an den Monarchen und das Vaterland sichtbar wurden, so leuchtete auch in den übrigen Provinzen der edelste Wetteifer in Unterstützung der guten Sache aller Orten hervor. In Böhmen erklärten sich die meisten Herrschaften zur Stellung eines oder mehrerer Jäger bereit, und versahen dieselben mit Rüstung und mit täglichen Zulagen von 6 bis 40 Kreuzer. Der Raum verbiethet, alle diese Edlen nahmentlich anzuführen.

Mit einem eben so regen patriotischen Eifer haben die Gutsbesitzer und Stände von Mähren und Schlesi en einen großen Theil ihrer Jäger für die Dauer der Kriegszeit dem Felddienste gewidmet; in Kurzem waren 320 Jäger in die Reihen der Krieger gestellt, und zu ihrer Bewaffnung 250 Stuken dargebracht. Viele von ihnen wurden von den Herrschaften ganz ausgerüstet, allen tägliche Löhnungs-Zulagen zugesichert. Der Wetteifer ging so weit, daß viele Güterbesitzer, welche nicht in der Lage waren, Jäger zu stellen, sich zu Zulagen für die von andern gestellte Mannschaft herbeyließen, und ihnen sogar nach ihrer Rückkehr aus dem gerechten Kriege, für immer die Fortdauer dieser Zulagen versprochen.

Siebenbürgisches Jäger-Corps Sächsischer Nation.

Die Sächsische Nation in Siebenbürgen hat zu gleicher Zeit ihre seit Jahrhunderten bewährte

Treue und Anhänglichkeit an den erlauchten Landesfürsten und an die Sache des Vaterlandes im wetteifernden Geiste der Einigkeit, Entschlossenheit und innigster Bereitwilligkeit durch eine ausgezeichnete patriotische Handlung beurkundet. Sie hat nach dem Wunsche Sr. Majestät, obwohl die Anzahl der Sächsischen Familien nicht groß ist, dennoch aus ihrem Mittel ein Bataillon Frey-Jäger, 1200 Mann stark, in kurzer Zeit gestellt. Die Mannschaft bestand durchgängig aus wohlgebildeten, kraftvollen Jünglingen, im Alter zwischen 18 und 20 Jahren, die sich gern von den Thronen losreißen, und willig alle ihre Verhältnisse aufgaben, um den Ruhm ihrer Väter zu bewahren, und für die Ruhe der Welt, für den besten der Monarchen und das Vaterland ruhmvoll zu kämpfen. Wackere Officiere führten diese Mannschaft an, und bereiteten sie nach dem Geiste der Nation zu den künftigen Kriegsdiensten vor. Was übrigens Gemeingeist, Anhänglichkeit an Monarchen und Vaterland, und Standhaftigkeit in rühmlichen Unternehmungen zu fördern vermag, beweiset die Schnelligkeit, mit welcher dieses Frey-Corps errichtet wurde. Am 24ten August wurde die Werbung angefangen, am 20ten September vollendet, und am 28ten September rückte das Bataillon, schon 1000 Mann stark, mit Zurücklassung der Reserve zu dem in Mähren sich sammelnden Kriegsheere aus.

Edle Galizier treten zu der Fahne des Vaterlandes.

In den adeligen Gemeinden O b e r t y n und Z a b l o n o w , des Kolomeaer-Kreises in Galizien, haben sich auf die Aufforderung des Kreisvorstehers und Subernial-Rathes von Arie hel 41 junge Edelleute freiwillig zum Dienste des Vaterlandes gestellt, und sind in das Reserve-Bataillon des Infanterie-Regiments K o t t u l i n s k y getreten. Lob und Ehre diesen Braven! das Vaterland wird ihre Dienste zu schätzen wissen; denn Jünglinge von solchen Gesinnungen konnten sich nicht anders als gut und tapfer betragen. Sie gaben den höhern Classen der Staatsbürger das nachahmungswürdige Beyspiel, daß in einem so gerechten und heiligen Kriege, in welchem unser gute und weise Landesvater nur für die Ruhe und das Wohl seiner Völker kämpfte, kein Opfer zu groß seyn konnte.

Errichtung der Veliten-Schwadronen.

Die hochherzigen Ungarn zeigten sich gleich bey Ausbruch dieses Krieges ihrer Ahnen würdig. Kaum war an dieselben von Sr. Majestät unserm Monarchen die Aufforderung ergangen, für die Sicherstellung des Thrones und für des Staates Wohlfahrt aus allen Kräften mitzuwirken, als ein heiliger Eifer sie ergriff, ihre Treue und Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich bey dieser Gelegenheit auf eine ausgezeichnete Weise zu bezeugen. Auf dem abgehaltenen Landtage wurden beträchtliche Subsidiens-Gelder zur

Befreyung der Kriegskosten festgesetzt, die Infanterie-Regimenter wurden mit Reserve-Bataillons vermehrt, und einmüthig beschloffen, zu jedem Husaren-Regimente eine Beliten Division auf eigene Kosten zu stellen. Ein rühmlicher Wettstreit entstand unter den Comitaten des Königreiches. Die auf dem Landtage jedem derselben zugemessene Zahl der zu stellenden Beliten wurde aus muthiger, kraftvoller Mannschaft geworben, gekleidet, bewaffnet und beritten gemacht. In möglichst kurzer Zeit war die Mannschaft vollzählig, und machte in den Waffenübungen bewunderungswürdige Fortschritte. Fast jedes Comitatum stellte eine größere Zahl, als ihm zugemessen war. Die Edlen Ungarns, welche sich schon bey der Insurrection im Jahre 1809 durch Vaterlandsliebe und Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet hatten, traten als Officiere zu den Beliten, und viele andere Jünglinge aus dem hohen und höchsten Adel suchten ihren Ruhm und ihre Ehre darin, daß sie deren Beyspiel nachahmten, und als Officiere in die Reihen der Beliten sich stellten. Die Geschichte der Aufstellung der Beliten liefert ausgezeichnete Bäume von Hochherzigkeit und Patriotismus, welche alle anzuführen der Raum verbiethet. So hat z. B. die königliche Freystadt Pesth durch freywilige Beyträge der gutgesinnten Bürgerschaft anstatt der anverlangten 60 Mann 130 ausgesuchte und entschlossene Soldaten gestellt, sie mit Rüstung und wohlgevählten schönen Pferden versehen. Und hierzu hat der rühmliche Eifer des Pesther-Magistrats und besonders des Stadtrichters von Szlatinyi beygetragen. Dieser wußte theils durch sein eigenes Beyspiel, theils durch

zweckmäßige Anregung der Liebe für König und Vaterland die Herzen der Mitbürger so zu entflammen, daß binnen wenigen Tagen die Beyträge zur Stellung dieser Überzahl beysammen waren.

Die Stände der Presburger-Gespanschaft hatten unter dem Vorsetze des Grafen Leopold Palfy, k. k. Kämmerers und General-Feldwachtmeisters einmüthig beschloffen, mit Inbegriff der Freystädte 432 Mann gerüstet und beritten zu dem Baron Kienmayr'schen Husaren-Regimente zu stellen, welche Zahl in wenigen Tagen voll war.

Mit regem Eifer fuhren auch alle übrigen Gespanschaften und Städte fort, ihre Vaterlands-Liebe und Treue gegen den Thron durch schleunige Stellung einer überzähligen Mannschaft an Tag zu legen. Einzelne hochgesinnte Ungarn haben auf ihre Kosten einen oder mehrere Beliten gestellt. So hat der im Dienste mit Ehren grau gewordene Notar in Baan, Joseph Rezkowe drey Beliten sammt Pferden, Waffen und Montur aus reiner Vaterlands-Liebe und wahrer Ergebenheit und Treue gegen seinen erhabenen Monarchen freywillig dargebracht. Eben so hat der biedere Anton Bennyak, Richter des erzbischöflichen Dorfes Ribben, der sich schon im Jahre 1809 durch freywillige Gaben rühmlich ausgezeichnet hatte, durch die Stellung eines berittenen und bewaffneten Beliten sich neuerdings um das Vaterland verdient gemacht.

Nur durch einen solchen Geist der Einigkeit, der Entschlossenheit, der innigsten Anhänglichkeit an Monarchen und Vaterland wurde es möglich, in dem kurzen Zeitraume von nicht mehr als zwey Monathen die Zahl der Beliten auf 10,000 zu
I. Bändch. M

bringen. Wir sahen sie am 9ten Jänner 1814 mit der übrigen neu geworbenen Cavallerie-Reserve durch Wien ins Feld ziehen. Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, welchen der Anblick einer so zahlreichen, durch jugendliche Kraft der Mannschaft, Schönheit der Pferde, Equipirung und Rüstung gleich ausgezeichneten Cavallerie-Masse auf die Bewohner der Hauptstadt machte. Unverkennbar äußerten sich aber auch bey der freudig herbeigeströmten Volksmenge die heißen Segenswünsche für die abziehenden vaterländischen Streiter, und für den angebeteten Monarchen, unter dessen Augen sie die Gefahren und Lorbeer ihrer ältern Waffengefährten theilen, und das ruhmvolle Ziel des gerechten Krieges erkämpfen helfen sollten.

Dieses patriotische Fest gab zugleich den edelmüthigen Bewohnern der Hauptstadt Gelegenheit, ihren Bürgersinn wiederholt an Tag zu legen. Die Truppen wurden gastfrey aufgenommen, und jeder beeilte sich, den bey ihm einquartirten jungen Kriegern, alle Erholung von den Beschwerlichkeiten des Marsches und alle Erquickung zu verschaffen.

Der in Wien anwesende Ungarische Adel hat unter sich eine Sammlung veranstaltet, und die Summe von 6320 Gulden zur Vertheilung an diese Mannschaft an eben demselben Tage abgegeben. Um die jungen Krieger zu Heldenthaten im bevorstehenden Kampfe anzufeuern, hat derselbe außerdem noch 1500 Gulden dazu bestimmt, daß zehn Veliten, welche sich durch ihre Tapferkeit die goldene Medaille erwerben, jeder 100 Gulden; und zehn, welche mit der sil-

bernen werden ausgezeichnet werden, jeder 50 Gulden erhalten soll.

Wer erkennet hier nicht mit dankbarer Achtung das angestrengte Bemühen der hochherzigen Ungarischen Nation, und besonders des Adels, in diesem Kriege ihrem geliebten Könige die gepriesene alte Treue und Anhänglichkeit auf eine ehrenvolle Weise zu erneuern, und im Angesichte der Welt zu beurfunden, was eine tapfere, des Ruhmes ihrer Vorfältern würdige Nation in Zeiten der Gefahr für König und Vaterland zu leisten vermag.

Wohl dem Fürsten, dem die Vorsehung das Glück solcher Völker übergab, und Ehre dem Volke, das seinen Fürsten und sich selbst durch solche Handlungen ehrt!!

Scheintodte.

Nach den bestehenden Gesetzen dürfen in dem Osterreichischen Kaiserstaate die Todten erst begraben werden, wenn sie zwey Mahl 24 Stunden verstorben sind. Nur jene, welche in einer ansteckenden Krankheit verschieden sind, können früher beerdigt werden. Auch müssen die Todten von einem Arzte beschauet werden, welcher untersucht, ob sie wirklich, und an welcher Krankheit sie gestorben sind, und der darüber ein Zeugniß ausstellt, welches dem Pfarrer eingehändiget wird,

der dann die Zeit der Beerdigung bestimmt. Diese nützlichen Anordnungen finden noch immer, besonders auf dem Lande viele Widersager, welche es oft dem Pfarrer zur Last legen, daß er das Leichenbegängniß nicht eher erlaubt, welches sie besonders an Sonn- und Feiertagen gern wünschen, wo der Leichenzug gewöhnlich größer wird. Sie thun dem Pfarrer Unrecht; denn er ist durch das Gesetz gebunden. Meine jungen Leser werden wohl erathen, warum dieses nützliche Gesetz gegeben ist? Man hat Beyspiele, daß Menschen begraben worden sind, welche nur todt schienen, und nicht verstorben waren. Es ereignet sich bey gähen Todesarten, bey dem Tode durch Unglücksfälle, bey dem Schlagflusse, bey Wöchnerinnen u. dgl., daß Menschen ganz athem- und empfindungslos, todtensblaß da liegen, und wirklich todt scheinen, aber sich doch noch einmahl erholsen. Man hat traurige Beyspiele, daß solche Scheintodte wieder ins Leben zurückgekehrt, und wenn sie schon begraben waren, des gräßlichsten Todes verstorben sind. Nach zwey Mahl 24 Stunden verräth bey wirklich Todten gewöhnlich der Geruch schon, daß der Körper in Verwesung übergehe, und dann kann die Leiche unbesorgt begraben werden. Ich will hier einige weniger bekannte Beyspiele von solchen Scheintodten anführen, welche sich wieder erhohlt haben.

1. Ein Kind wird scheinodt begraben.

Vor 32 Jahren starb die Tochter des Hauptmanns von Nittenbach, Besizer des Rittergutes zu Dörfles im Voigtlande an den Kin-

verblattern in einem Alter von 6 Jahren und 6 Monathen. Sie wurde in dem zu dem Ritterstige Dörflas gehörigen Familien-Begräbnisse zu Ehrispendorf in die Gruft beygesetzt.

Im April 1811 starb der gegenwärtige Besitzer dieses Gutes, und die Familien-Gruft wurde eröffnet, welches schon durch 32 Jahre nicht geschehen war, um ihn auch dorthin zu begraben. Da findet man zum größten Erstaunen den Sarg jenes Kindes umgeworfen, und an das Luftloch, die einzige Öffnung der Gruft geschoben, das Geripp des Kindes aber nicht weit davon in einem Winkel zusammen geneigt. Der Deckel lag noch an dem Orte, wo der Sarg beygesetzt war. Die Arme war also nicht todt, als man sie begrub, sie hat nur todt zu seyn geschienen. Sie ist in der grausen Gruft wieder zum Leben erwacht, und hat wahrscheinlich den Sarg an das Luftloch geschoben, um nach Hülfe und Rettung zu stehen; aber niemand hatte sie gehört, sie ist dann elendig ver-schmachtet.

2. Eine Frau erwacht wieder zum Leben.

In einem Dorfe in Poitou lag eine arme Frau an einer schweren Krankheit darnieder, und versiel am Ende in eine Schlassucht. Ihr Ehemann und alle, die um sie waren, hielten sie für todt. Man wickelte sie daher bloß in ein leinenes Tuch ein, nach der Gewohnheit der armen Leute dieses Landes, und trug sie zu Grabe. Als man mit der Leiche auf dem Wege zur Kirche begriffen war, gingen die Träger so nahe an einer Dornhecke vorbey, daß die Frau

von den Dornen gerisht wurde. Sie erwachte darüber von ihrer Schlassucht, und kam wieder zu sich. Vierzehn Tage darauf starb sie wirklich. Die Träger, welche über ihr erstes Erwachen mit allen Begleitern in den größten Schrecken gerathen waren, hüteten sich in ihrer Einfalt, der Hecke noch einmahl recht nahe zu kommen, indem sie besorgten, die Todte möchte wieder aufwachen.

Eine Frau steht aus dem Grabe auf.

In Dresden wurde eine Goldschmieds-
frau öffentlich begraben, und in die Erde ge-
senkt. Der Todtengräber wollte in der darauf
folgenden Nacht die Todte ihrer Kleider berauben,
und grub das Grab wieder auf. Als er den
Sarg öffnete, wurde er mit Entsetzen gewahr,
daß sich die Todte regte. Angst und Schrecken
bemächtigte sich seiner, er stürzte aus dem Grabe
heraus, und lief wie besinnungslos davon. End-
lich fiel er zu Boden, und blieb ohnmächtig da
liegen. Das böse Gewissen hatte sein Schrecken
vermehrt. Die Begrabene erhobte sich allmäh-
lig, und erlangte so viele Kräfte, daß sie aus
dem Grabe die Leiter hinan steigen, und bis zu ih-
rer Wohnung, wie wohl nur mühsam gehen
konnte. Dort pochte sie, mit ihrem Todtenkleide
angethan, am Fenster. Wer kann sich das Entset-
zen, die Angst und den Schrecken vorstellen,
den man hatte, diese Todtengestalt um Mitternacht
vor sich zu sehen! Die Frau fuhr fort zu pochen
und zu bitten, daß man sie einlassen möchte. Der
Goldschmied öffnete die Thür, und seine geliebte

Gattinn reichte ihm freundlich die Hand, indem sie ihn bath, sie in ein Bett zu führen. Alles staunte über diese wunderbare Begebenheit. Die Frau genas nach einem kurzen Krankenlager, und lebte nach der Zeit noch lange.

Eine Wöchnerinn wird lebendig begraben.

Zu H* in Nieder-Sachsen starb im Julius 1812 eine Wöchnerinn, und da man sie für völlig todt hielt, so begrub man sie, nachdem sie kaum 24 Stunden die Augen geschlossen hatte.

In der darauf folgenden Nacht hßete der Nachtwächter, als er über den Todtenacker ging, bey der nächtlichen Stille ein Pochen. Er meldete dieß so gleich dem Todtengräber. Dieser achtete auf die Nachricht gar nicht, machte sich noch über den Nachtwächter als einen furchtsamen und abergläubigen Menschen lustig, und stellte keine Untersuchung an, ob dessen Aussage Grund habe oder nicht.

Der Nachtwächter behauptete hartnäckig, daß er ganz vernehmlich pochen gehört habe, und die Geschichte wurde die folgenden Tage in der ganzen Stadt bekannt. Man glaubte der Sache näher nachspüren zu müssen. Man ging auf den Todtenacker, und da man in das Begräbnißgewölbe trat, in welchem die Wöchnerinn beygesetzt war, sah man den Deckel des Sarges ganz verschoben. Man öffnete so gleich den Sarg, und hier erblickte man ein Schauspiel, vor welchem jeder mit Entsetzen zurück schauderte. Die Wöchnerinn war bloß scheinotdt gewesen, und wieder erwacht. Sie hatte aber unstreitig nicht Kraft genug gehabt, den

Sargdeckel vollends wegzustoßen. Sie hatte sich das Gesicht fürchterlich zerkratzt, die Nägel abgebissen, die Hände zerfleischt, sich auf die Seite gelegt, und war nunmehr wirklich todt.

Ein neuer Beweis, wie unvorsichtig, ja grausam diejenigen handeln, welche die Verstorbenen zu frühzeitig begraben, bevor sie noch vollständige Beweise von ihrem völligen Tode haben, und wie wohlthätig hier zu Lande die Verordnung ist, daß sie erst nach Verlauf von zweymahl 24 Stunden beygesetzt werden dürfen.

Ein Hund rettet seinen Herrn.

Am 30. August 1812 wollte ein Knabe von 14 Jahren in Paris seinen großen Pudel in das Wasser hegen, allein der Hund hatte an diesem Tage gar keine Lust zum Baden, obwohl er sonst ein sehr geübter Schwimmer war. Der Knabe wurde unwillig darüber, ergriff den Hund, trug ihn auf einen Kahn, um ihn ins Wasser zu werfen. Allein der Knabe verlor hierüber selbst das Gleichgewicht, und stürzte mit dem Hunde in den Fluß. Unschlbar wäre er ohne Hülfe seines treuen Pudels verloren gewesen. Der Hund faßte ihn aber vorne beym Kleide, arbeitete aus allen Kräften, und half ihm das Ufer erreichen, wo er dann mit muntern Sprüngen seine Freude über die Rettung seines Herrn ausdrückte. Eine große

Menge Zuschauer war Zeuge von dieser Treue
des Hundes.

Die beyden Bauern.

Zwey Bauern, Hein und Kilian
Die nachbarlich auf einen Jahrmarkt stiegen,
Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;
Er rafft ihn gierig auf, und steckt ihn lächelnd ein.
Das war ein schöner Fund! Herr Wether Hein,
Sprach Kilian; der hilft uns auf die Beine!
Uns, sagt Ihr? wie versteht Ihr das?
Das rechte Wort ist Euch. — Je nun, ich
meine,

Die Hälfte sey für mich — Ey Spaß!
Der Fisch ist mein; ich hab' ihn ja gefangen,
Rief Hein. Der Wether ließ die Flügel hangen,
Und schlich so stumm, als wär' er selbst ein Fisch,
Dem neuen Erösus nach, als schnell aus dem
Gebüsch

Ein Paar verwegne Räuber sprangen.
Hein klapperte vor Furcht: was fangen wir
nun an?

Wir sind verloren! Wir? sprach Kilian,
Ihr irret Euch, mein lieber Spießgeselle:
Das rechte Wort ist Ihr, husch flog er ins
Gebölz.

Hein konnte gar nicht von der Stelle.

Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz;
Geld oder Blut! hieß es. In Todesangst versenket,
gab er den Schatz, und obendrein sein Kleid.
Wer, wenn das Glück ihm lacht, an sich nur
denket,
Hat keinen Freund in Widerwärtigkeit.

Gestalt und Farbe der Wolken.

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch sehr wohl aus meiner ersten Kindheit, daß ich oft nicht satt werden konnte, die am Himmel schwebenden Wolken von unendlich abwechselnder Form, Farbe und Bewegung zu betrachten. Man wird freylich dieses Schauspiels, da man es täglich, und noch dazu umsonst hat, gewohnt, und achtet weniger darauf, als es verdiente. Wolken, die sich durch Glanz auszeichnen, werden höchstens wohl einmahl betrachtet und bewundert, ob es gleich nur, wie bey den meisten glänzenden Menschen ein erbörzter Glanz ist; diejenigen aber, die nur so schlechtweg in Grau gekleidet, einhergehen, würdigt man, wie den gemeinen Menschen kaum eines Blicks, außer wo man bey anhaltender Dürre mit jedem Augenblicke einen wohlthätigen Regen von ihnen erwartet, oder wenn man Spaziergänge und Lustreisen machen will, ihnen eine glückliche Reise wünscht, um selbst eine zu haben.

Betrachten wir nun die Gestalt der Wolkenⁿ. Sie scheint zwar ganz zufällig und unregelmäßig; indessen bemerkt man bey etwas genauer Beobachtung, besonders an hohen Gewölken mehr Regelmäßigkeit als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Sie scheinen nämlich Parallel-Kreise um die Erde zu bilden, die meistens senkrecht mit großer Ordnung durchschnitten sind. Zwar werden diese Parallel-Kreise oft vom Winde in Unordnung gebracht; aber bey einiger Aufmerksamkeit bemerkt man doch bald ihre ursprüngliche Richtung. Jeder Parallel-Kreis besteht aus einzelnen Wolken, so wie eine Colonne Soldaten aus mehreren Gliedern. Diese Bildung scheint nicht vom Winde herzurühren, der oft eine ganz andere Richtung hat, sondern von einer wellenförmigen Bewegung der Luft, wie die des Wassers, wenn ein Stein hineinfällt. Man bemerkt ferner bey diesen Wolkengürteln, daß sie sich theils parallel fortbewegen, theils sich auch wie um eine Achse drehen. Bey den tiefer hängenden Wolken bemerkt man diese Regelmäßigkeit nicht, weil man wegen ihrer Nähe zu wenig davon überseht, und weil sie gewöhnlich nicht so ruhig schweben wie jene.

Einzelne Wolken, besonders in den untern Regionen unserer Atmosphäre zeigen die mannigfaltigsten Formen, die alle Beschreibung zu nichte machen; bald thürmen sie sich wie Gebirge übereinander auf, und lagern sich am Horizonte, bald fliehen sie zerstreut und zerrissen umher, in tausenderley Gestalten, aus denen die Phantasie des Beobachters, wie dort Hamlet, Kamehle, oder Amseln oder Drachen oder andere Ungeheu-

er machen kann. Sie jagen sich, gehen in Gruppen zusammen, trennen sich, ihre Ränder sind bald so, bald so ausgeschweift. Die unteren, der Erde zugekehrten Gränzen sind gemeiniglich schärfer begränzt, und glätter als die oberen, welche letztere wie Bäume, Felsmassen u. dgl. ausgezackt sind.

Es ist sehr unterhaltend, den Veränderungen zuzusehen, welche sie allaugenblicklich, aber durch unmerkliche Übergänge erleiden. Selten ist ein völlig ruhiger Himmel, daß man einige Minuten lang bey einer Wolke, die man sich zum Gegenstande der Beobachtung gewählt hat, dieselbe Gestalt unverändert sände. Die Bewegung der Luftmasse, worin sie schwimmt, treibt theils die ganze Masse fort, theils verschiebt sie ihre Theile, theils vereinigen sich kleinere Wolken mit ihr, die dem Luftströme leichter folgen, und daher jene größeren einhohlen, und sich an sie hängen, theils reißen sich hie und da einzelne Partien von der Hauptmasse ab, und schwimmen für sich leichter in dem Luftmeere dahin.

Aber nicht bloß die Veränderung der Atmosphäre verursacht die Veränderung der Wolkengestalten, auch die Verdunstung und Zersekung hat einen beträchtlichen Antheil daran. Wenn man genau auf eine Stelle des obern Randes einer Wolke das Auge heftet, so sieht man oft ganz deutlich, wie ein Dampf aus ihnen aufsteigt, wie aus einem Kessel mit kochendem Wasser, dessen aufwärts wirbelnde Bewegung man schon mit bloßem Auge, und noch besser mit einem mäßigen Fernrohre wahrnimmt, und der entweder in sichtbarer Gestalt davon schwimmt, oder meistens wie

der Dampf einer Tabakspfeife nach und nach für das Auge verschwindet, und in die Luft übergeht. Mit vorzüglichem Vergnügen läßt sich dieses angenehme Schauspiel in dem Monate März gegen Mittag beobachten, wo die vorhin noch kalte Wolke von der höheren Sonne erwärmt wird; wo der Rand der Wolke von dem Sonnenlichte weiß glänzt, und hinter derselben ein reiner, tiefblauer Himmel den Hintergrund macht.

So wie durch eine Verdampfung und Verdünnung Theile der Wolken, oder gar die ganzen Massen unsichtbar werden, so entstehen und vergrößern sie sich auch gegentheils gleichsam aus dem Nichts.

Die Farbe der Wolken — wer könnte ihre Mannigfaltigkeit, ihre Abstufungen und Schattirungen beschreiben, welcher Maler sie nachahmen. An diesem trüben Wirtage, der die durstige Erde mit einem wohlthätigen Regen tränkte, wölbt sich eine zusammenhängende blaßgraue Decke über den ganzen Horizont. Gestern schwammen kleine, weiße, flockige Lämmerwolken im blauen Äther, die durch ihr Zusammengehen in Westen schon den heutigen Regen vorher verkündigten. Duster, bleisarb und braun hängen Gewitterwolken herab, und drohen in Massen auf die Erde herunter zu stürzen, weil ihr Gewicht der Luft, die sie trägt, zu schwer wird. Bey Aufgang oder Untergang der Sonne — welch ein schönes Farbenspiel! Hier schweben rosenrothe, purpurrothe, violette, dort tiefer am Horizonte liegen blaue Wolkengebirge mit glänzenden Rändern, und in höhern Luft-Regionen schwimmen feuerfarbe Streifen. Die Farbe und der Glanz

der Wolken hängt begreiflich ab von ihrem Stande gegen die Sonne und gegen das Auge des Beobachters, auch von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Dünste, aus denen sie bestehen. Im Allgemeinen sind Brechung und Zurückwerfung des Lichts der Grund davon.

Der Tokayer-Wein.

Der Tokayer-Wein, welcher in ganz Europa als der edelste Wein Ungarns geschätzt wird, wächst auf dem Tokayer-Gebirge, welches eine Strecke von 4 bis 5 Ungarischen Meilen einnimmt. Der größte Theil dieses Gebirges, außer einigen Abhängen der Berge und einigen Thälern, die den Sonnenstrahlen weniger ausgesetzt sind, ist mit Weinreben bepflanzt. Im Rücken desselben findet man Spuren, daß dort ehemals stark auf Erz gebauet worden ist.

Die Lage und die Gegenden dieses Gebirges können nicht bald angenehmer seyn; schöne Abwechselungen von Hügeln, Bergen, Thälern, Flüssen, Bächen, Auen, Wäldern und Weinbergen ergötzen das Auge, und von dem Gebirge selbst hat man die Aussicht auf eine Menge von Feldern, Wiesen und Teichen. Die Luft ist sehr mild und rein. An der Ost-Seite des Gebirges an der Theiß ligt Tokay, ein unbedeutender Ort, nur durch den herrlichen Wein bekannt.

Sorgfältige Pflege der Weingärten.

Der Weinstock wird hier mit einem Fleiße und einer Vollkommenheit gepflegt, wie vielleicht nirgends. Die eifrigen Winzer wissen nach Beschaffenheit des Bodens und der Witterung des Jahres ihre Arbeiten so einzurichten, daß sie im laufenden oder künftigen Jahre eine erträgliche Weinlese erwarten können. Sie kennen jede Gattung der Weinstöcke, von denen sie wohl hundert zählen, an dem Blatte, und im Winter so gar an den Reben genau, und wissen sie nach ihrer Verschiedenheit zu behandeln.

Die Baerbeitung der Weingärten

geschieht auch hier im Allgemeinen so, wie sie im ersten Bändchen des Vaterländischen Jugendfreundes Seite 113 beschrieben worden ist. Nur werden gleich nach vollendeter Weinlese die Weinstöcke mit Erde zugedeckt. Es wird nämlich um den ganzen Stock Erde aufgeworfen, die den Mutterstock in der Form eines Maulwurfhaufens bedeckt, und ihn den Winter über vor Kälte und Nässe schützen soll.

Die allererste Arbeit im Frühjahr ist das Aufdecken, so bald die Erde aufgeht, und die Witterung anfängt, warm zu werden, welches hier um die Mitte des Monats März, und manches Mal auch schon zu Anfang geschieht.

Gleich darauf wird geschnitten, und zwar so früh im Jahre, als möglich, damit der Saft aus der Wurzel nicht in die Reben trete, die abgeschnitten werden sollen, und damit dem neuen Betriebe und den Reben nichts entgehe.

Die Fortpflanzung der Weinstöcke geschieht durch Ableger, durch Schläge, vorzüglich aber durch das Versenken der Weinstöcke. Der Stock wird sammt der Wurzel tief abgegraben, die Grube wenigstens anderthalb Schuhe tief und so geräumig gemacht, daß die drey oder vier Reben des Stockes in einer bestimmten Entfernung von einander Raum haben. Dann wird der alte Stock mit seiner Wurzel tief in die Erde eingetreten, und seine Reben so gezogen und gebogen, daß sie in der Form eines Drey- oder Viereckes in der gehörigen Entfernung von einander abstehen; und zuletzt werden sie mit Erde so bedeckt, daß die Grube ausgefüllt wird, und die Reben nur eine kleine Spanne lang mit den Spitzen hervorragen.

Die Weinberge werden drey bis vier Mahl bis zur Lesezeit mit Hauen und Karssen umgegraben, das Unkraut ausgejätet, die jungen Reben an Pfähle gebunden, abgewipfelt und der Segen des Himmels zum Gedeihen erbethen. Wenn die Trauben zu reifen anfangen, werden von der Grundherrschaft Hüther aufgestellt, um das Vieh und lüsterne Menschen von den Weinbergen abzuhalten.

Die Weinlese.

Die Anstalten zu einer nahen Weinlese im Tokayer = Gebirge hört man weit und breit ertönen. Die Straßen, wohl auf 20 Meilen weit, sind mit Wagen und Reisenden bedeckt, die Tokay zu eilen. Der Adel weit und breit, die wohlhabenderen Bürger aus den königlichen Städten Ungarns, alles, was ein Bißchen Geld hat, reiset

zur Weinlese, weil niemand sein Geld besser und sicherer zu verwenden weiß, als wenn er Tokayer-Weine einkauft; diese machen den einzigen ergiebigen Handel in dieser Gegend aus. Das junge Volk aus den Gegenden weit umher eilet der Weinlese zu; alle Bauernbursche und Mädchen laufen herbey. Sie lockt nicht bloß der geringe Tageslohn von ein Paar Groschen und die geschmackvolle süße Traube hierher, sondern es läßt sich auch hier und da nach geschēhener Arbeit eine Geige hören, und da fliegen sie zu, wie die Bienen.

Die Weinlese im Tokayer-Gebirge fängt gewöhnlich später als in andern Gegenden, meistens erst gegen Ende Octobers an, weil man hier sehr viel auf volle Reife der Trauben hält, und lieber weniger aber gute Ware ernten will. Die Jahre 1788 und 1811 machten eine Ausnahme, wo man 14 Tage früher zu lesen anfing, welches seit undenklichen Jahren nicht geschehen ist.

Wird nun die Weinlese in einem Weingarten angefangen, so stellet sich eine Reihe von Menschen in die Länge oder Quere an, in einer geraden Linie, und mehr oder weniger dicht an einander, je nachdem es der Stöcke oder der Frucht, und besonders der Beere, die am Stöcke vertrocknet sind, viel gibt; denn diese sind der vorzüglichste Gewinn der Tokayer-Weinlese. Jedes sammelt, was es vor sich hat, in ein Schüssel oder in eine Wanne, schneidet die Ruthen, mit denen die Reben zusammen gebunden sind, aus einander, scharret die Blätter auf der Erde weg, und sieht, daß nichts vergessen bleibt. Wer sein Geschir voll hat, schüttet es dem Büttenträger auf den Rücken:

dieser trägt es an den Wagen in die große Bütte, welche, wie sie voll ist, nach Hause geführt wird.

Die Trockenbeere werden gleich am Stocke von jeder Traube ausgelesen: die Mädchen sammeln sie in die Schürzen oder in Töpfchen, und die Bursche in ihren Hut. Von Zeit zu Zeit werden sie ihnen der Ordnung nach in ein größeres Gefäß abgenommen. Diese Trockenbeere geben den vortrefflichsten Tokayer-Wein, die Essenz. Man läßt auch den Büttenträger die Trauben auf einen Tisch hinschütten, und dann alle Trockenbeere von den Trauben ansuchen. Rund herum ist man beschäftigt, alles Bessere unter den Trauben auszulesen; aber diese Trockenbeere sind nicht so gut, wie jene, welche auf der Stelle gleich bey'm Stocke ausgelesen werden; weil sie von dem Saft der gedrückten Trauben in der Bütte zum Theile schon angefeuchtet sind. Der Anführer der Weinleser, der nachsehen muß, daß nichts zurück bleibt, daß die Leser in gleicher Linie vorrücken, daß sie nicht durch Schäkern und Scherze versäumen, die Trockenbeere auszulesen, der diese von Zeit zu Zeit absammelt, heißt nach Landessprache *Pali*.

Unter allen Arbeiten in der Welt geht vielleicht keine mit besserem Willen und mit froherem Muthe von Statten, als die Weinlese im Tokayer-Gebirge. Das Vergnügen und die Fröhlichkeit des Volkes läßt sich kaum vorstellen. Ein Singen, ein Pfeifen, ein Jubeln und Fauchzen ertönt von allen Seiten. Da ist des Scherzens und Lachens kein Ende, und doch sucht jeder in der Arbeit es dem andern zuvor zu thun.

Ein Länzchen des Abends macht gewöhnlich den Beschluß.

Trockenbeere.

Da die Güte des Tokayer-Weines und seine Verschiedenheit einzig und allein von den Trockenbeeren abhängt, so wird es meinen lieben Lesern nicht unangenehm seyn, etwas Mehreres von denselben zu hören.

Das Ende Septembers und der Anfang Octobers sind gemeiniglich in der Gegend von Tokay ganz kühl, des Morgens nebelig und zu Nachtzeiten immer frostiger. Die Erde erkaltet so nach und nach, die Säfte werden nicht mehr durch die Wärme in dem Weinstocke aufwärts getrieben, die Fasern desselben erstarren, seine Gefäße schließen sich. Nun erhält die Traube keinen Zufluß vom Stocke mehr, der Stängel vertrocknet, und die stärkeren Reife tödten ihn vollends. Die Traube macht nun für sich ein Ganzes aus; obwohl sie am Stocke noch hängt, so hat sie von demselben keine Hülfe mehr, sie muß durch sich selbst zur vollen Reife gelangen, welches durch die Einwirkung der Sonnenwärme geschieht. Die Strahlen der Sonne wirken, daß der durch die häutigen Hüllen in den Beeren eingeschlossene Saft feiner und geistiger wird. Die kalte Nacht und der nebelige Morgen machen die Hülse mürbe. In Wetter und Luft vertrocknet ihre wässerige Feuchtigkeit; nur die festen Fibern der Hülse bleiben, ziehen sich zusammen, verschrumpfen in Runzeln und vertrocknen. Aber auch, wenn die Schale der Traube mürbe

Geworden, und ihr Saft durch die innere Bewegung und äußere Wärme aufgeschwollen ist, so zerplatzt sie; oder sie zerspringt auch, wenn die zirkelförmigen Fasern, mittels welchen die Beere am Stängel hängen, durch ihr eigenes Zusammenziehen los werden, und sich aufritzen. In beyden Fällen öffnet sich die Beere, verdunstet den wässerigen Theil des Saftes und schrumpft zusammen.

Wenn nun die Beere so zusammen schrumpfen, und vertrocknen, so bekommen sie wegen verminderter Durchsichtigkeit des Saftes und durch das Anbrennen von der Sonne eine braune Farbe. Je heißer der Sommer, desto süßer werden die Trockenbeere; am allerschlechtesten sind sie, wenn zu frühzeitige Fröste einfallen, bevor die Trauben noch vollkommen reif sind. Ihr Saft ist dann herb und sühet viel Säure mit sich. Nicht viel besser sind die Trockenbeere, wenn in nassen regenvollen Jahren die unzeitigen Trauben zu faulen anfangen. Je früher vor der Weinlese dieses geschieht, desto verderblicher ist es, da hingegen die angehende Fäulniß bey überreifen Trauben nichts schadet.

Aus dem ganzen Erträgnisse der Weinberge werden nun vier Classen des Tokayer-Weins bereitet, nämlich: Essenz, Ausbruch oder eigentlicher Tokayer-Wein, Masch-lasch und ordinärer Wein.

Der Most, welcher aus guten Trockenbeeren gekeltert wird, gibt die Essenz, und wird am theuersten bezahlt. Auf ein Untal Ausbruch, das ist auf ein und einen halben Ungarischen Eimer gibt man zwey Bütteln Trockenbees

re, und das übrige an gewöhnlichen Trauben. Um drey Eimer Maschlasch zu gewinnen, werden zu den gewöhnlichen Trauben zwey Bütteln Trockenbeere gemischt. Die gewöhnlichen Trauben ohne Beymischung der Trockenbeere liefern den ordinären Wein, welcher das gewöhnliche Getränk der Weintrinker in dieser Gegend ist. Schon diese Gattung ist geistiger und stärker als alle Weine Ungarns, und läßt sich mit Wasser mischen. Man muß an diesen Wein gewohnt seyn, um ihn vertragen zu können. Weil alle Gegenden Ungarns selbst schmackhafte Weine haben, so wird dieser nur in die gebirgigen Gegenden des Landes längs der Gränze von Pohlen, Schlesien und Mähren, und auch ein großer Theil nach Pohlen verführt. Der Tokayer Ausbruch geht beynahe durch ganz Europa, aber leider bekommen wir ihn von den Weindhändlern selten echt, denn wie sollte das Tokayer-Weingebirg zu einem so weit ausgebreiteten Verbräuche hinlänglichen Wein liefern. Viel dergley Wein wird aus Cubeben, Syrup mit Beymischung anderer Weine bereitet und für Tokayer verkauft.

Brüderliche Liebe.

Zwey kleine Knaben, der eine neun, der andere sechs Jahre alt, Söhne eines braven Tyroler-Hirten spielten an einem Nachmittage im Winter

vor der Hausthür , und liefen einander in dem Schnee nach. Nahe daran war ein Fichtenwald , sie kamen bis in denselben , trieben ihr Spiel fort , geriethen immer tiefer hinein und verirren sich : denn nicht leicht findet man sich wieder zu recht , wenn alles rund herum , und besonders die bekannten Wege mit Schnee bedeckt sind. Die Nacht kommt nur gar zu bald im Winter , es wurde dunkel , während die armen Kinder den Weg suchten , um wieder zu ihren lieben Aeltern zurück zu kommen ; aber sie konnten ihn nicht finden. Es war schon ganz finster geworden , sie wagten es nicht mehr weiter zu gehen , denn wie leicht hätten sie sich noch tiefer in den Wald verirren , oder in eine mit Schnee gefüllte Grube fallen können ? In ihrer großen Angst fingen sie bitterlich zu weinen an. Es war nebstbey so kalt , daß ihnen die Zähne klapperten , und sie in Gefahr waren , zu erfrieren.

Dem älteren Knaben war nur um seinen kleinen Bruder bange , und die Sorge für ihn ließ ihn auf Mittel denken , wie sie die Nacht im Walde zubringen könnten. Er trocknete sich die Thränen ab , stellte sich herzlich , um dem Kleinen Muth zu machen , lief eine Strecke fort , und entdeckte ein Loch unter einem hervorhängenden Felsen , das groß genug war , um sie beyde aufzunehmen. Es war ganz trocken , kein Schnee konnte hindringen , er suchte rund herum Moos und dürre Blätter zusammen , machte ein kleines Bett zu recht , und ermunterte seinen Bruder , sich da nieder zu legen. „Wenn du liegst , Brüderchen , sagte er zu ihm , so wil ich mich zu dir legen , und dich erwärmen.“ Der kleine Bruder weinte

vor Schmerz, legte sich nieder, indem er immer über die Kälte jammerte. Der ältere Bruder tröstete ihn, obwohl ihn nicht weniger fro, er bath den lieben Gott, sich nur über seinen Bruder zu erbarmen, und ihn diese Nacht vor Kälte zu schützen. Er faßte dann einen Entschluß, der die seltene Liebe zu seinem Bruder beweiset, und seinem guten Herzen Ehre macht. Er zog seinen Rock vom Leibe, obwohl er schon ganz erstarrt war, und deckte mit demselben seinen kleinen Bruder zu, indem er dachte: „Gottlob, nun wird meinem Bruder weniger frieren, ich bin größer und kann die Kälte leichter ertragen.“ Dann legte er sich neben seinen Bruder, um ihn zu erwärmen. Nur ein Ärmel-Leibchen hatte er noch am Leibe, aber er achtete nicht darauf, geduldig ertrug er die Kälte; es war ihm nur darum zu thun, seinen Bruder vor Kälte zu schützen.

Die Kälte aber war zu groß; beyde würden während der Nacht erfroren seyn, wenn ihnen ihre Ältern nicht zu Hülfe gekommen wären. Diese hatten kaum, als es finster geworden war, ihre zwey Kinder vermißt, als sie den Wald durchstrichen, sie unaufhörlich riefen, und ihnen durch eine Ruhfchelle ein Zeichen gaben, daß sie in ihrer Nähe seyn. Nach vielem Suchen fanden sie dieselben in der Höhle fest an einander geklammert. Der Vater machte ihnen Anfangs Vorwürfe über ihren Leichtsin, daß sie sich am Abende vom Hause entfernt hätten; aber Thränen der Freude traten ihm in die Augen, da er sie wieder gefunden hatte. Noch aber mehr wurde sein väterliches Herz gerührt, da er die brüderliche Liebe des älteren Sohnes gegen seinen kleinen Bruder er-

fahren hatte. Er drückte ihn ans Herz, und eilte mit beyden nach Hause, um sie nach den angestandenen Leiden sorgfältig zu pflegen.

Fritz, der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel.
Doch auf den Wohlgeschmack seiner Zunge
Hielt Frischchen leider! gar zu viel.

Ihm thats im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Zungen keiner nach,
Und trauu! er wär um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Alein im Punct der Leckerbissen
War's doch nicht so ganz unversehrt.

Selbst ein Paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen, hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen
Stieg er durchs Fenster einst hinein:
Da, dacht' er, gibt es was zu schmausen;
Da wird gewiß noch Lortte seyn.

Doch dießmahl fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem irdnen Näschen da.

Mit einem nassen Finger düpste
Das Beckermaul das Näschen aus,
Und aus dem offenen Fenster schlüpfte
Der Dieb, gleich einer Katz' hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächt' und schrie;
Denn solch' ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war es, Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörderisch um.
Was er für Zucker angesehen,
War starkes Gift, Arsenicum.

Patriotische Denkwürdigkeit.

Ein armer Bürger in Wienerisch = Neu =
Stadt war kaum im Stande durch die Arbeit sei =
ner Hände, seine zahlreiche Familie zu ernäh =
ren; er hat neun Kinder, von denen sechs unter
zwölf Jahren, und das siebente siech ist. Im Herb =
st 1813, wo die ganze Armee ins Feld rückte,
hatte er oft ganze Wochen hindurch fünf bis acht
Soldaten bey sich im Quartier. Er setzte ihnen
nicht nur ein ordentliches Mittagessen auf, son =
dern gab ihnen auch zum Abendmahle Fleisch, und
noch obendrein zu jeder Mahlzeit eine halbe Maß
Bier für den Mann, und ließ sich nie einen Häker
Fleischgeld von den Soldaten bezahlen. Der gut =
müthige Bürger mußte Geld zu diesen Auslagen
borgen.

Eines Tages kam ein mehr wohlhabender Bürger zu ihm, und beklagte sich über die Last der Einquartierung, daß sein Hauswesen schon darunter leide. Da sagte der brave Bürger: „Lieber Nachbar; ich denke so: die Soldaten sind es wohl werth, daß wir sie gut verpflegen, sie geben Leben und Blut für uns hin; und wenn wir etwas für sie thun, so werden sie noch ein Mehreres für uns thun, uns vor den Feinden beschützen; und ich verpflege ja lieber zehn brave Österreicher, als einen einzigen feindlichen Soldaten — Nachbar, wir habens schon erfahren. Muß ich auch jetzt Schulden machen, so stehe ich täglich um eine Stunde früher auf, und gehe um eine Stunde später zu Bette; zwey Stunden Arbeit des Tages mehr bringen auch einen größeren Verdienst, daß ich zahlen kann, was ich jetzt bringe, und an Arbeit wird es nicht fehlen, wenn uns der liebe Gott vor Feindesgefahr beschützt: und da habe ich das Vertrauen zu unserm guten Kaiser, der den Krieg zum Wohle der Menschheit unternommen hat, und Ruhe und Frieden in Europa herstellen will. Unsere Generale werden das Thrige thun, der gemeine Mann wird auch nicht zaghaft seyn, und gern Leib und Leben für seine Mitbürger wagen, von denen er brüderlich in ihre Haus aufgenommen und freundschaftlich an ihrem Tische genähert worden ist. Wer nicht so denkt wie ich, der stelle sich an den Platz des Soldaten, dann wird er erfahren, welche Achtung, Liebe und Unterstützung der brave Krieger verdient.“

Die Retter in der Noth.

Die letzten Tage des Monats August und der Anfang Septembers 1813 waren für viele an Bächen und Flüssen gelegene Gegenden des Oesterreichischen Kaiserstaates gefahrvolle Tage. Durch anhaltende Regengüsse schwellen alle Flüsse und selbst die unbedeutendsten Gebirgsbäche ungewöhnlich an, sie überstiegen ihre Ufer, breiteten sich in unübersichtbaren Seen über Acker und Wiesen, Dörfer und Flecken mit unglaublicher Schnelle aus, und rissen alles mit sich fort. Die Früchte, welche sich noch auf dem Felde befanden, wurden fortgeschwemmt, die Acker und Wiesen verheeret, die Landstraßen zerstört, die Brücken zertrümmert, die Grundfeste der Häuser untergraben und zum Sturze gebracht, Menschen und Vieh von dem Strome mit fortgerissen. Einen schaudervollen Anblick gewährten die Gegenden, wo noch vor wenigen Stunden die friedlichen Wohnungen der Landleute standen, wo noch kurz vorher große Herden weideten, wo der arbeitsame Ackermann seinen Pflug führte, nun von dem brausenden Strome bedeckt zu sehen, der alles zu verschlingen drohete, und die überreste zerstörter Scheuern und hölzerner Gebäude, Bauholz und Hausgeräthe, Kühe, Ochsen, Schafe und Schweine, die ängstlich mit dem Tode rangen, und andere Beweise seiner alles zerstörenden Gewalt in tobenden Wellen mit sich fort trug. Da hatten viele nicht Zeit, sich auf Mahdhen und Berge zu retten, kaum konnten sie sich in die oberen Stockwerke höherer Häuser flüch-

ten, die meisten suchten auf den Dächern Schutz gegen die Wasserfluthen; aber auch da waren sie nicht in Sicherheit; manches ärmliche Haus stürzte vom Wasser weggespült zusammen, und jeder rettete sich da, wie er konnte.

In diesen Tagen des Bedrängnisses zeigte sich wieder der Edel Sinn, die Menschenliebe, und Wohlthätigkeit der Bewohner des Oesterreichischen Kaiserstaates im heßten Lichte. Wo die Noth am größten war, da war auch die Hülfe am nächsten. Hunderte wurden von edelmüthigen und muthvollen Menschen mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet, Tausende mit Obdach und Lebensmitteln versehen, und den meisten durch wohlthätige Unterstützungen an Gelde, Vieh, Bau-Materialien u. dgl. Mittel an die Hand gegeben, den erlittenen Schaden leichter wieder gut zu machen. Nur drey Beispiele mögen zur Nachahmung hier stehen:

Die Austretung der Weichsel erfolgte in der Nacht vom 25. zum 26. August, und so überraschend, daß nur wenige Mannschaft des dritten Bataillons des k. k. Infanterie-Regiments, welches sich an dem rechten Ufer dieses Flusses in dem Dorfe Nibika, der Stadt Krakau gegenüber, damals befand, sich schnell retten konnte. Eine ganze Compagnie mit dem Bataillons-Commandanten und vier Officieren hatten nur so viel Zeit, auf die Dächer armseltiger Häuser, aus welchen das ganze Dorf bestand, sich zu flüchten; aber das Wasser brang mit fürchterlichem Getöse nur immer mehr und mehr in dieselben ein, und drohte sie mit jedem Augenblicke von ihrer Stelle wegzureißen und umzustürzen.

Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr, zu dem befand sich dieses Bataillon auf fremdem Gebieth; denn Krakau und das umliegende Gebieth von Galizien war im Friedensschuße 1810 an das Herzogthum Warschau abgetreten worden. Zwey Tage befanden sich die braven Soldaten in diesem fürchterlichen Zustande, ohne Nahrung dem Hunger- und Wasser-Tode ausgesetzt, ohne alle Hoffnung einer nahen Hülfe. Vergebens feuerten sie von Zeit zu Zeit ihre Gewehre ab, um den nahe gelegenen Ortschaften ihre Noth anzuzeigen und sie zur Hülfe aufzumuntern. Von dem nahen Podgorze konnte keine Hülfe geleistet werden; man hatte dort keine Fahrzeuge, um zu ihrer Rettung zu eilen.

Doch in der Stadt Krakau war ein Mann voll Muth und Menschenliebe, Herr von Knosz, ein geborner Ungar; (Ofen ist seine Vaterstadt,) der seine braven Landleute nicht länger in Gefahr wissen wollte. In dem Augenblicke der höchsten Gefahr und Noth steigt er mit seiner Dienerschaft in einen Nachen, fährt mit Gefahr seines eignen Lebens an das jenseitige Ufer der Weichsel, gelangt bis an Ribaki, rettet so viele Mannschaft, als sein Schiff fassen konnte, bringt sie glücklich nach Krakau, fährt mit zwey Schiffen wieder ab, und gelangt glücklich mit allen an das diesseitige Ufer. Wer kann sich die Freude dieser braven Kriegermänner vorstellen, die sich der augenscheinlichsten Gefahr entrißen, und dem Dienste des Vaterlandes noch länger erhalten sahen! Wer kann den Dank zählen, den jeder nach seiner Art dem braven Retter zollte. Doch dieser ließ es nicht bey dem einzigen Zuge seiner Men-

chenliebe bewenden; großmüthig nahm er die ganze Compagnie in sein Haus auf, bewirthete sie allda vier Tage, und versah sie mit allen Bedürfnissen, bis die vorübergegangene Gefahr erlaubte, sie wieder an das jenseitige Gestade abzuführen. So hängt ein braver Oesterreicher seinem Vaterlande und seinen Landesleuten immer an, und nützt denselben, wo sich eine Gelegenheit darbietet. Die Wohlthaten, die er als Unterthan des großen Kaiserstaates empfangen hat, sind so tief in sein Herz gegraben, daß keine Zeit, keine Umstände, auch wenn er von demselben durch unvermeidliche Zufälle getrennt werden sollte, sie vertilgen kann.

Ein zweytes Beyspiel

des Edelmuthes und wohlthätigen Sinnes bey dieser Wassergefahr gibt uns Herr Prof. Tassnigger und seine Frau.

Hey der unglücklichen, durch das Austreten des Waag-Flusses in Ungarn verursachten Überschwemmung wurden auch die Bewohner des Städtchens Puljo, dem Grafen Spremont gehörig, in die äußerste Noth versetzt. Niemand wußte, wohin er sich flüchten sollte, um den tobenden Wellen, die schon in die Häuser einbrangen, zu entgehen. Das Herrschaftshaus, hoch und fest gebaut, schien noch den besten Zufluchtsort darzubieten, und dorthin flüchteten sich die Unglücklichen, alles das Ihrige verlassend, und zufrieden, wenn sie nur dem Tode im Wasser entgangen wären.

Aber auch hier würden sie nicht hinlänglichen Schutz gefunden haben, wenn nicht der menschenfreundliche Jahnügger und seine Frau, denen der Graf das Herrschaftshaus auf einige Zeit zur Wehrung eingeräumt hatte, sie wohlwollend aufgenommen und durch Trost und Pflege aller Art erquickt hätten. Beyde ließen sich Tag und Nacht keine Ruhe, und waren unermüdet besorgt, daß alle in die höchste Wohnungen aufgenommen, mit Nahrung und einer Schlafstelle versehen wurden. Freudig gaben sie alle Vorräthe hin, die sie sich für den Winter angeschafft hatten, und fanden ihr größtes Vergnügen darin, die Verlassenen die große Noth vergessen zu machen. Als das Wasser schon in das untere Stockwerk eingedrungen war, trug die edle Frau zwey Mahl des Nachts den Nothleidenden Brot zu. — Handlungen, die so laut für sich selbst sprechen, bedürfen keines weiteren Lobes.

Dritte gefahrvolle Rettung.

Durch das Austreten der Flüßchen Schwöchat, Filscha, Leytha und anderer kleineren Bäche war am 11. und 12. September 1813 ein großer Theil des B. U. W. W. in Oesterreich gegen die Gränze Ungarns in einen unüberschbaren Teich verwandelt worden, aus dem nur die Thürme und die Dächer hoher Häuser hervorragten. Bey dieser außerordentlichen Überschwemmung ist auch der Ort Kettenhof bey dem Markte Schwöchat in unglaublicher Schnelle ganz unter Wasser gesetzt worden. Mit genauer Noth konnten sich die Einwohner auf die Dächer

retten. Aber auch hier fanden sie nicht den Schutz gegen die Wasserfluthen; 70 Wohnungen nebst Küchen und Kellern stürzten ein, Vieh und Geräthe wurden von dem Strome fortgerissen oder unter dem Schutte begraben.

Da flüchtete sich, wer nur immer konnte, in die höchsten und festesten Häuser; aber immer tobender wurden die Wellen, mit fürchterlichem Brausen schlugen sie an die Mauer an, das Wasser stieg immer höher, und führte Bäume, Balken und Trümmer der zerstörten Gebäude mit sich, die durch das Anprellen an die noch feststehenden Häuser dieselben erschütterten, und dem Einsturze nahe brachten. Da war ein Heulen und Jammern, ein Rufen nach Hülfe; jeder sah den unvermeidlichen Tod vor Augen, wenn nicht schnelle Hülfe käme.

Da faßte der brave Cottunz-Drucker in der Fabrik, Schneider den edlen Entschluß, die Verlassenen zu retten. Er vergaß auf die Gefahr, nur die Noth seiner Nebenmenschen stand ihm vor Augen; von Mitleid und Menschenliebe befeelt trat er in einen Nachen, fest entschlossen, sein Leben für das Wohl der Bedrängten zu wagen. Wer Menschenliebe im Herzen und Vertrauen auf Gott hat, sprach er, der komme zu mir, und eile den Verlassenen zu Hülfe! Und siehe da, ein zweyter Menschenfreund sprang in den Kahn, und muthig ruderten sie auf die Unglücklichen zu, die von ferne die Arme gegen die Retter ausstreckten, und um Gottes Segen zu ihrem edlen Unternehmen laut riefen.

Es war aber keine kleine Mühe, auf den brausenden Wellen, die mit Bäumen, Balken und

zertrümmerten Dächern bedeckt waren, die über Gesiräuche, Dämme und niedrige Gebäude tobend hin strömten, und alle Augenblicke den zerbrechlichen Machen umzustürzen und zu verschlingen droheten, zu den Verlassenen sich durchzuarbeiten. Doch es gelang den angestregten Bemühungen der menschenfreundlichen Retter, und glücklich langten sie an, so sehr die an die Mauer anschlagenden Wellen den Machen wegzustoßen bemüht waren.

Da nahmen sie so viele auf, als der Machen fassen konnte, und brachten sie nicht ohne Gefahr in das Fabriks-Gebäude, welches hoch und fest gebauet, ein sicherer Zufluchtsort für die Verunglückten war, und in welches sie mit wohlwollender Liebe und Güte von den Miteigenthümern der Cottun-Fabrik und Herrschaft Kettenhof, Herren Freyherren von Fries und von Ziegler aufgenommen wurden.

Schneiders muthvolles Beyspiel wirkte; bey seiner glücklichen Ankunft mit den Geretteten waren schon mehrere Menschenfreunde bereit, ein Gleiches für die Verlassenen zu thun. Ihren vereinten Bemühungen gelang es, endlich nach und nach alle Einwohner, die noch immer angstvoll auf den Dächern die Hände nach Hülfe ausstreckten, mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu retten.

So wurden durch die menschenfreundliche und muthvolle That des wackern Schneider zweyhundert Personen dem augenscheinlichen Tode entrisen. Ein Kind war von dem Dache ins Wasser gefallen; mit unwiderstehlicher Gewalt trugen es die Fluthen fort, die Wellen verschlangen es, und wälzten es wieder auf die Oberfläche des

1. Bändch. D

Wassers. Schneider sah die höchste Gefahr; mit unglaublicher Anstrengung ruderte er auf dasselbe zu, zog es glücklich aus dem Wasser und gab es den ängstlich jammernden Ältern zurück.

So herrliche Thaten sprechen lauter, als es nur immer Worte thun können, zu dem Herzen des fühlenden Menschenfreundes, der im Stillen den edlen Menschenretter segnet!

Gleich nach der Rettung stellte sich eine neue Noth ein. Die Armen hatten nichts, als sich selbst gerettet; alles übrige war den Fluthen Preis gegeben. Wo sollten sie nun zu essen hernehmen? Da zeigten sich die beyden Menschenfreunde, schon lange durch großmüthige und edle Thaten bekannt, die Freyherrn von Fries und von Ziegler als Helfer in der Noth. Sie versahen die Verzweckten mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen; mehrere Menschenfreunde folgten ihrem Beyspiele, und die Baroninn von Fries ließ durch ihren Sohn drehhundert Gulden unter die Dürftigsten theilen. Späterhin beeilte man sich von allen Seiten, das Unglück dieser Leute durch verschiedene Beyträge zu mildern.

So zeigen sich bey jedem Zufalle edle Menschen, die für das Leben ihrer Nebenmenschen alles wagen, und sich eifrig bemühen, die Lage derselben zu verbessern. Der Oesterreicher ist edel, großmüthig, ein Menschenfreund! Freunde seyd und bleibt Oesterreicher!

Warnung vor dem Klettern.

Einem Schneider, der in dem obersten Stockwerke des Hagenmüller'schen Hauses auf dem Kohlmarkte in Wien wohnte, war zu Ende Septembers 1813 sein Canarien-Vogel aus dem Käfige entwischt, und durch das Fenster auf das Dach geflogen.

Stracks war sein Lehrjunge zur Thür hinaus und auf dem Dachboden. Er stieg durch den Krüker auf das Dach, kletterte zum Vogel hin, der immer still sitzen blieb. Da tappte er schnell auf das Thierchen, eben so schnell flatterte der Vogel gegen sein Gesicht, der Knabe machte eine Wendung, um ihm mit der Hand nachzufahren, ließ mit der andern Hand, mit welcher er sich fest hielt, aus, verlor das Gleichgewicht, und stürzte vom Dache herab. Er war jämmerlich zugerichtet; Hände und Füße waren gebrochen, der Kopf zerschmettert; kurze Zeit darauf starb er. — War es wohl klug, sich wegen eines entflohenen Canarien-Vogels in eine so große Gefahr zu begeben?

Der Wohlthäter im Stillen.

Freyherr von S. ging einsam an dem Ufer der Donau nächst der Vorstadt Erdberg in Wien spazieren. Von ferne stand ein Mann, mit dem Haupte gegen die Erde gesenkt da. Bald blickte er gegen Himmel, bald rang er wehmüthig die Hände. „Da ist ein Unglücklicher,“ sagte Freyherr von S. bey sich selbst, „vielleicht kann ich ihm helfen.“ Er ging auf ihn zu.

„Lieber Freund!“ sagte er zu dem Fremden, dessen blaßes Angesicht und kummervolle Miene schon Mitleid erregen mußte, „es muß ihm etwas schwer auf dem Herzen liegen?“ — „Lieber guter Herr,“ antwortete der Fremde, „so schwer drückt mich hier, (auf sein Herz zeigend,) so schwer, als wenn Himmel und Erde auf mir ruhete.“

S. Er ist wohl unglücklich?

Fr. Ja, so unglücklich, daß ich schon an Gottes Vorsicht verzweifeln möchte.

S. Sey doch nicht, lieber Freund! der liebe Gott legt uns nie mehr auf, als wir ertragen können, und hilft uns, wenn wir am wenigsten Hülfe erwarten. Sey er offenherzig gegen mich, sag' er mir, wo es fehlt, vielleicht kann ich helfen, wenigstens will ich ihm seine Lage zu erleichtern suchen.

Fr. Ihre liebe freundliche Miene sagt mir, daß Sie nicht ganz gefühllos gegen fremdes Elend sind, nun so hören Sie. Ich bin ein Deckenmas-

her. Da ich lang hier in Wien als Gesell gearbeitet, und mich ehrlich und brav aufgeführt hatte, erhielt ich von der wohlthätigen Landesverwaltung die Befugniß, auf eigene Rechnung zu arbeiten. O wie wohl war mir da, wie glücklich schätzte ich mich, einem Staate anzugehören, wo auch der ärmste Handwerksbursche Hoffnung hat, einst auf seine Hand zu arbeiten, und bey eigenem Tische sein Stückchen Brod zu essen.

Alles ging gut, ich erhielt Kunden, ich nahm mit ein Weib; unermüdet arbeiteten wir beyde, mancher Groschen blieb uns übrig, und unser Glück war vollkommen, als uns der liebe Gott auch Kinder schenkte. So lebten wir sieben Jahre vergnügt und zufrieden.

Endlich ward ich krank. Sichtsmerzen durchwühlten alle Glieder, Tag und Nacht hatte ich keine Ruhe, kein Schlaf kam in meine Augen. Kaum fing die Krankheit an, sich zu bessern, als sie sich wieder verschlimmerte. Drey Jahre mußte ich das Bett hütchen. Mein Verdienst lag darnieder, mein Ersparthes wurde auf Arzt und Arzeneey verwendet; manchen Tag hatte ich kein Stückchen Brod für meine hungernden Kinder; ich fing an, Kleider, Hausgeräthe, zuletzt das Nöthigste zu verkaufen. Indessen arbeitete meine gute Frau unermüdet, manchen Groschen hat sie herein gebracht; aber die zu große Anstrengung, die schlechte Nahrung, das Nachtwachen bey meinem Bette, Kummer und Sorgen warfen auch sie auf das Krankenlager, sie verfiel in ein Nervenieber und starb. Da trocknete sich der Arme nach einem tie-

fen Seufzer die Thränen aus den Augen und schwieg.

Nach einer Pause fuhr er wehmüthig fort: Mit meinem Weibe war auch mein letzter Trost zu Grabe gegangen: ich hätte gewünscht, in einer Grube mit ihr zu ruhen, wenn mich nicht meine armen vier Kinder bedauert hätten, die weinend um ihren Sarg herumstanden, und mitleidige Blicke auf mich hinwarfen. Diese drangen mir durchs Herz, bittend hob ich die Hände gegen Himmel, nur mich, den Vater der armen vier Waisen zu erhalten — und der Himmel hat meine Bitte erhört; langsam genas ich, und heute ist es das erste Mahl, daß ich ins Freye gehe, um mich von Gottes Sonne bescheinen zu lassen. O wie wohl thut es mir, nach einem so langen Kranklager!

Aber wie ich mich so freue, so fallen mir meine Kinder ein, die um Brot schreyen, wie ich meine Thürschwelle wieder betrete. Die kleine Nushülfe, die ich aus der Armenversorgung erhalte, reicht kaum für mich hin, meine Hände sind noch zu schwach, um etwas zu verdienen, und da fehlt es mir am Arbeits-Material; wie soll ich es mir verschaffen? — Vorgen will und kann mir niemand, ich habe das noch nicht bezahlt, was mir Kaufleute vor meiner Krankheit auf Vorg gegeben haben; mein Krankenbett hat alles verzehet, wie schwer ist es mir, diesen guten Leuten unter die Augen zu treten; beschämt wie ein Schuldenmacher muß ich vor ihnen dastehen! Für mich gibts keine Hülfe mehr.

„Sey er getroßt, lieber Freund“, sagte da der gutmüthige Freyherr v. S., der bis zu Thrä-

nen gerührt war, „es gibt immer gute Menschen, die sich der wahrhaft Armen annehmen.“ Er drückte ihm wohlwollend zehn Gulden in die Hand, fragte ihn um seine Wohnung, und ging hastig weiter.

Das war eine wohlthätige Gabe zu rechter Zeit; der Deckenmacher eilte, froh, so gut es auf seinen schwachen Füßen gehen konnte, nach Hause, umarmte seine Kinder; „Nun ist uns auf die-
le Tage geholfen!“ sagte er, fiel auf die Knie, dankte dem Geber alles Guten, und schickte eilig um Suppe und Brot, um seine hungrigen Kinder zu sättigen.

Inzwischen hatte sich Freyherr von S. in das Haus, wo der Deckenmacher wohnte, eingeschlichen, und sich bey dem Hauseigenthümer genau nach der Wahrheit der Erzählung des Deckenmachers erkundiget. Da er alles bestätigt fand, und denselben als einen ordentlichen braven Mann, der unverschuldet in ein so großes Unglück gekommen war, rühmen hörte, so faßte er den edelmüthigen Entschluß, demselben vollends anzuhelfen.

Alle Sonntage schickte er ihm durch einen vertrauten Menschen, den er immer zu solchen wohlthätigen Angelegenheiten brauchte, mit Verschweigung des Rahmens des Wohlthäters eine Anshülfe von mehreren Gulden. Endlich als er von seinem Boten erfuhr, daß der Mann schon zu Kräften gelangt sey, und anfangs, sein Handwerk zu treiben, ließ er ihm hundert Gulden zum Ankauf der Handwerks-Materialien einhändigen, und unterließ nicht, von Zeit zu Zeit demselben Geschenke an Geld und Kleidungsstücken für seine Kinder zuzusenden.

Nie hat der brave Handwerksmann den Namen seines Wohlthäters erfahren. Sein Herz war von dem wärmsten Danke so voll, daß er manchen Sonn- und Feyertag die Gassen und Straßen der Stadt, und alle öffentlichen Spaziergänge durchlief, um seinen Wohlthäter zu Gesicht zu bekommen, und ihm öffentlich seinen Dank abzustatten zu können; aber umsonst, es schien, als ob ihm derselbe vorsätzlich ausweiche, oder geschah es von ungefähr so.

Außer dem verschwiegene Überbringer der Wohlthat wußte auch niemand anderer um die Sache. Erst nach dem Tode des edlen Gebers wurde diese Geschichte, wie hundert andere wohlthätige Handlungen dieses Menschenfreundes von seltener Herzengüte durch seinen vertrauten Boten bekannt.

Was ist selziger als geben, was aber edelmüthiger als Geben und unbekannt dabey bleiben wollen. Der Dank ist die geringste Vergeltung der Wohlthat, die Achtung des Menschenfreundes ein geringer Lohn für den Wohlthäter; aber beyde wollte der edle Freyherr nicht, das süße Bewußt seyn, wohlgethan zu haben, galt ihm für alles. — —

Muth und Menschenliebe Kaiser Josephs II.

Die Donau war mehr als je nach einem großen Chanwetter ausgetreten. Die Leopoldstadt (eine

Vorstadt Wiens auf einer Insel der Donau) war überschwemmt; schon seit zwey Tagen konnte man, weil auch die Brücke durch die losgebrochene Eiskecke zerstört war, aus derselben nicht zur Stadt gelangen. Die Bewohner der Vorstadt hatten sich in die oberen Stockwerke geflüchtet, die Lebensmittel fingen an zu mangeln, weil vom Lande nichts zugeführt werden konnte, und auch niemand sich getraute, aus der Stadt der Vorstadt etwas zuzuführen, denn die fürchterlichen Eismassen wogten auf den Fluthen daher, und drohten jedem Rahne den unvermeidlichen Untergang.

Da kam Kaiser Joseph zu Pferd daher gesprengt. Muthig stieg er ab, und sprang in einen Rahn. Die Schiffer, welche die erhabene Absicht des großen Monarchen in seiner edlen Miene lasen, eilten herbey, und bothen sich an, denselben in die überschwemmte Vorstadt zu führen, was sie vorher um keinen Preis gewagt hätten. Nur das schöne Beyspiel des Monarchen, der sein Leben für das Wohl seiner Unterthanen in Gefahr gab, konnte sie verleiten, ein solches Wagestück zu unternehmen.

Das Glück belohnte den Muth und die erhabene Menschenliebe des Monarchen; er kam glücklich hinüber, durchschiffte die Gläffen; fragte selbst nach allem, woran es fehlte, sprach den Einwohnern Muth zu, mit der Versicherung, daß er sie mit dem Nöthigen versehen werde, und eilte zurück, um sogleich in Rähnen Fleisch, Brod, Wein, Bier u. dgl. in der erforderlichen Menge hinüber schaffen zu lassen.

Sein Beyspiel hatte gezeigt, daß es möglich war, durch die Eiskecken in Schiffen hinüber zu

kommen. Kein Schiffer konnte nun mehr zurück bleiben, da der Kaiser der erste die Überfahrt gewagt hatte. Die Vorstadt wurde reichlich mit Lebensmitteln durch die Freygebigkeit des Kaisers versehen, und die Armen, bey denen die Noth am größten war, reichlich gespeiset. Zugleich belohnte Joseph die Schiffer kaiserlich, die ihn zu führen gewagt hatten, und fand den Lohn für seine schöne That in den mit Dank erfüllten Herzen aller Wiener.

Vestrafter Undank.

Der Kaiser von Rußland hatte mehrere geschickte Ankerschmiede aus Holland kommen lassen, um junge Leute in ihrer Kunst zu unterrichten. Sie erhielten dafür große Besoldungen. Unter den Lehrlingen zeichnete sich einer besonders aus. Sein Meister nahm ihn nach wenigen Jahren zum Gehülfen an, wodurch er einen ergiebigen Verdienst genoß. Als einst der Kaiser die Werkstätte dieses Meisters besuchte, und nach dem Fortgang der Lehrlinge fragte, lobte dieser seinen Gesellen als den besten seiner Arbeiter, und empfahl ihm der Gnade des Monarchen. Der Kaiser versprach für ihn zu sorgen, sobald er den Jüngling würde näher haben kennen lernen.

Einige Monate darauf überreichte der junge Mann dem Monarchen eine Bittschrift. Der

Kaiser erinnerte sich an sein Versprechen. Doch wie erstaunte er, als er folgende Stelle in der Bittschrift las:

„Der Bittwerber hat das Ankerschmieden so gründlich gelernt, daß er die Anker so gut als sein Meister verfertigt, und auch so gut wie dieser andere geschickte Arbeiter bilden kann. Er kann also die Stelle seines Meisters vertreten, und durch Abdankung desselben könnte der Staat eine beträchtliche Besoldung ersparen.“ Der Kaiser warf dem Undankbaren die Bittschrift ins Gesicht, ließ ihn vor allen seinen Kameraden abstrafen, und in einer entfernten Provinz bey einer andern Schmiede ohne die geringste Verbesserung seines Lohnes anstellen. Das hatte der aufgeblasene Jüngling durch seinen Undank verdient.

Seltene Schicksale Kaiserlicher Unterthanen.

In dem letzten Kriege gegen die Türken fielen diese im Jahre 1788 in das Banat ein, raubten und plünderten allenthalben, und führten viele wehrlose Einwohner mit sich fort, die sie als Sklaven verkauften. Unter diesen Unglücklichen waren auch Mihaly Muntyan, Johann Michock, Trailla Ollaru und Katharina Ollaru, alle vier aus dem Bezirke des Wallachisch = Jüryrischen Gränz = Regiments. Nach vielen ausgestandenen Leiden kam der erste nach Ghier

in den Marktstellen Boru, und diente dem Hatzsy Osmanu Dglu durch zwanzig Jahre als Sklave mit so vieler Treue, daß ihm dieser mittelst eines förmlich ausgestellten Scheines die Freyheit schenkte. Eben so diente der zweyte zu Eioghurlie in Asien, dem Hatzsy Mussa, und erhielt auf eine gleiche ehrenvolle Art die Freyheit. Der dritte kam nach Eicikoy in Asien und diente durch zwey und zwanzig Jahre dem Saru Mustafa, von dem er gleichfalls zum Lohne seines guten Betragens während dieser Zeit die Freyheit erhielt. Die Katharina Ollacu endlich diente zu Tokat in Asien dem Mihay Esapan durch vier und zwanzig Jahre, und erhielt mit rühmlicher Erwähnung ihrer treu geleisteten Dienste einen Freyheitsbrief.

Hey allen vieren wurde, so bald sie des Sklavendienstes entlassen waren, der Wunsch rege, ihr Vaterland, so viel Mühe es auch kosten möge, wieder zu sehen. Nachdem sie in Konstantinopel angekommen waren, wendeten sie sich an den k. k. Osterreichischen Internuntius (Gesandten), und bathen um Unterstützung zur Rückreise, welche sie auch gern erhielten, und so traten sie alle vier gemeinschaftlich die Rückreise in ihr geliebtes Vaterland, — den Gegenstand einer zwanzigjährigen Sehnsucht — an, und sind dort auch glücklich angekommen.

Nehmet von unberufenen Leuten keine
Arzney.

Ein Kräuterhändler aus F* . . . n in Ungarn verkaufte gegen alle Krankheiten heilsame Kräuter. Er wußte seine Ware so anzupreisen, daß nur zu viele Leichtgläubige von ihm Hülfe suchten, und die wohlthätigen Anordnungen der Ärzte vernachlässigten. Mancher genas, doch nicht durch Kräuter, sondern durch seine gute Natur, bey andern, wo die Krankheit nicht weichen wollte, legte der schlaue Kräuterhändler die Schuld auf die Bitterung, auf die unordentliche Diät, oder auf die Leibesbeschaffenheit des Kranken, und wußte sich so herauszuputzen.

Ein Kaufmann zu * * * in Steyermark nahm auch von demselben einen so genannten Gesundheits-Thee, welcher aus verschiedenen Kräutern bestand, die vorzüglich heilsam seyn sollten. Er und sein Sohn tranken eine Tasse davon. Allein bald nach dem Genuße empfanden beyde ein großes Uebelbehagen und heftige Schmerzen im Unterleibe. Sie fielen ohnmächtig dahin, und bekamen Zuckungen. Schnell wurde der Arzt herbeygerufen. Dieser rieth gleich auf Vergiftung. Er erkundigte sich genau, was die Kranken den Tag hindurch gegessen und getrunken hatten. Aber nirgends war eine Spur von Vergiftung zu entdecken. Endlich brachte man ihm den Thee, von welchem beyde ein Decoct getrunken hatten. Er untersuchte ihn und fand, daß demselben Wur-

zeln der Belladonna (einer der schädlichsten Giftpflanzen) beygemischt waren. Er ordnete Gegenmittel an. Nur mit Mühe wurden die Kranken gerettet, und litten noch lange an den Folgen dieser Vergiftung.

Der Freund und Lehrer der Taubstummen.

Der Caplan an der St. Mathias = Pfarre in Linz Herr Michael Reiter war von jeher ein Freund der Kinder gewesen. Er war gern unter ihnen, sprach wie ein liebevoller Vater mit den lieben Kleinen, und suchte sie auf alle Weise zu unterrichten und zu belehren. Die Kinder merkten dieses wohl, und liebten ihn von ganzen Herzen.

Im August des Jahres 1812 versammelte der würdige Priester mehrere Kinder bey sich, um ihnen den Firmungs = Unterricht zu ertheilen. Unter denselben fand sich auch ein taubstummes Mädchen ein, vierzehn Jahre alt, die Tochter eines armen Tagelöhners. Aus der Bewegung der Augen, aus der sichtbaren Neugierde, womit diese Unglückliche alles, was ihr neu war, auffasste, und durch Zeichen ihre Verwunderung und ihr inniges Vergnügen zu erkennen gab, schloß der würdige Religionslehrer, daß sie nicht nur Lernbegierde, sondern auch Fähigkeiten zum Lernen habe. Er

ward vom Mitleiden gegen die Unglückliche gerührt, und faßte den menschenfreundlichen Entschluß, zu versuchen, ob er derselben nicht die einfachsten Religionsbegriffe und einige weitere Kenntnisse beybringen könnte.

Da er mit der Art, Taubstumme zu unterrichten, gar nicht bekannt, und auch niemand in seiner Nähe war, der ihm einige Anweisung zu diesem Unterrichte hätte geben können, so kam er nur durch Nachdenken und viele Versuche dahin, daß er von dem Mädchen verstanden wurde. Zum Glück gerieth er über ein Buch, welches ihm Aufschlüsse über den Unterricht der Taubstummen gab. Doch der erste schwere Anfang gelang, das Mädchen begriff, was er ihr durch Zeichen zu verstehen gab, und er fand sich dadurch aufgemuntert, alle Schwierigkeiten, die ihm noch begegnen könnten, durch Nachdenken und fortgesetzte Versuche zu überwinden.

Alle Menschenfreunde hatten ein Wohlgefallen an dem menschenfreundlichen Bestreben des mitleidigen Priesters; seine Amtsgenossen übernahmen selbst einige Geschäfte in der Seelsorge für ihn, damit er dem wohlthätigen Unterrichte mehr Zeit widmen könnte. Man bewunderte den Fortgang des Mädchens, und Ältern taubstummer Kinder wünschten, daß sich Herr R e i t e r auch der übrigen annehmen möchte. So führte ihm im Jänner 1812 ein Webermeister von Linz seinen zehnjährigen taubstummen Sohn mit der Bitte zu, den Unterricht mit ihm zu versuchen. Er selbst aber übernahm ohne Aufforderung drey taubstumme Bettelkinder, zwey Knaben und ein Mädchen, und hoffte, bey der Mehrzahl seiner Schüler

würde durch die den Kindern eigene Nachahmungssucht und durch Wetteifer der Unterricht erleichtert werden, und an Interesse für die Schüler gewinnen. Im März desselben Jahres kam auch ein Knabe von Lambach, und im April ein Knabe aus der Gegend um Linz dazu. Der verdienstvolle Lehrer widmete nicht nur die von seinen Berufsgeschäften freye und zur Ruhe und Erholung bestimmte Zeit dem Unterrichte dieser unglücklichen Kinder, sondern er schaffte auch die Lehrmittel und andere Erfordernisse zu dem Unterrichte aus seinem Eigenen an, und bewickte bey Menschenfreunden, daß die ärmsten Taubstummen mit Kleidungsstücken versehen, und die Mädchen von wohlwollenden Frauen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet wurden.

So hat dieser würdige Priester den Ausspruch Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ im wahren Geiste des christlichen Besterblichen erfüllt; er hat sich jener Kleinen angenommen, die von den übrigen Lehrern verlassen, und durch den Mangel an Gehör und Sprache von der menschlichen Gesellschaft gleichsam ausgeschlossen waren.

Eine solche Sinebung für die leidende Menschheit verdiente auch Unterstützung. Die Frauengesellschaft, welche sich in Linz unter der Oberleitung der Frau Fürstin von Lamberg, als Filiale der großen Frauengesellschaft im Lande unter der Enns gebildet hatte, setzte den würdigen Herrn Caplan in den Stand, sich in das vorztreffliche Taubstummen-Institut in Wien zu begeben, um den Unterricht der Taubstummen dort gründlich zu erlernen, und mit allen Vortheilen bekannt zu werden, welche den Unterricht dieser

Unglücklichen erleichtern. Seit dieser Zeit arbeitet er mit unermüdetem Eifer an der Bildung dieser Unglücklichen, sein Bemühen wird durch den schönsten Erfolg belohnt, die Zahl seiner Zöglinge vermehrt sich mit jedem Schul-Curse, und jeder Menschenfreund segnet den Mann, der Christi Beyspiel nachahmend, den Tauben und Stummen Helfer und Tröster ist.

Die Tauben und der Sperling.

(Eine Fabel).

In einem Frühlingsmorgen sang
Im stillen Hain ein Nachtigallen-Chor,
Die ewig heitre Lerche schwang
Sich singend in die Luft empor.

Ein Taubenpärchen im Sonnenschein
Hörcht' ihren Gesängen schweigend zu.
Da trat ein frecher Spatz hinein,
Und störte sie in ihrer Ruh.
Der Schwäger sprach: Ihr staunt und habet Recht!
Der Nachtigall Gesang ist schön!
Doch weiß ich noch ein anderes Geschlecht —
Dem würdet ihr den Vorrang zugestehn —
Ihr kennt gewiß die zarten Vögelein,
Im Westen ist ihr Vaterland,
Goldgelb und glänzend wie ein Edelstein
Und nah, ganz nah mit uns verwandt —

Schweig, rief der Lauber, armer Wicht,
Weil es dir selbst an Werth gebracht,
Verkleinerst du gerechten Ruhm,
Und brütest dich mit fremdem Eigenthum.

Man durchsuche die Wurzeln sorgfältig,
welche gekocht werden sollen.

Am 28. Februar 1812 hatte das Weib eines Tagelohners mit ihrem neunjährigen Sohne auf dem sumpfigen Wiesen neben der Weidenmühle bey Nürnberg verschiedenes Wurzelwerk gesammelt, um es zum Nachtessen zu kochen. Auf nassem Boden trifft man nicht selten schädliche Pflanzen und besonders den Wasserschieferling an, dessen Wurzel der Petersilie ganz ähnlich ist, aber ein zerstörendes Gift enthält. Gewöhnlich kennen ihn die Landleute genau, und wissen sich vor demselben zu hüten.

Der kleine Sohn aber konnte diese Giftpflanze nicht von den andern eßbaren Wurzeln unterscheiden, er traf unglücklicher Weise dieselbe häufig an, sammelte sie unter den andern Wurzeln, und die Mutter kochte sie, ohne das Wurzelwerk vorher noch genau zu untersuchen. Vater und Mutter verzehrten dieses Abendessen mit gutem Appetite, und bereiteten dadurch den Tod. Kurze Zeit nach dem Genusse befanden sie sich sehr übel, und bald zeigten sich alle Spuren der Vergiftung. Man rief den Arzt; dieser wendete alle Gegenmittel an, aber das Gift des Wasserschiefer-

sings, welches sich durch das Kochen dem ganzen Gerichte mitgetheilt hatte, wirkte so schnell, daß die Arzneyen nichts vermochten. Beyde starben nach einigen Stunden. Der Knabe, welcher, weil er schon schläfelig war, nichts mehr essen wollte, und diese Speise nur verkostet hatte, bekam zwar auch ein starkes Übelbefinden, aber er wurde durch die Bemühungen des Arztes glücklich gerettet.

Diese Unglücksgegeschichte ist für Hausmütter und jene, welche Speisen bereiten, warnend genug, die Kräuter und Wurzeln, welche sie kochen, sorgfältig zu durchsuchen, damit nichts Schädliches darunter sey. Besonders aber kaufe oder kochte man sie nicht, wenn man weiß, daß sie von unfündigen Kindern gesammelt worden sind. Leichtsinn und Unverstand verleiten diese oft, etwas zu sammeln, was sie nicht kennen und was denen, die es genießen, höchst verderblich werden kann.

Räthsel und Charaden.

I.

Besitz'st du mich,
Vergiß'st du mich;
Doch flieh' ich dich,
So suchst du mich;
Denn welches Glück
Du auch erreicht,
Weich' ich zurück,
So ist's erbleicht.
Drum bist du klug
Ist's dir genug

Will ich allein,
Dir gnädig seyn.

2.

Ich stehe mit der Sonne auf,
Und sinke mit der Sonne nieder,
Und ihrer Töchter schnell Gefieder
Gehorcht meines Stabes Lauf,
Der, ewig unbeweglich stehend,
Doch täglich meinen Kreis umgehend
Trotz allen seinen schönen Leben,
Das ihm der Sonne Licht gegeben
Doch niemand für undankbar hält
Weil er es stets in Schatten stellt.

3.

Wenn alles klar und hell dein Blick
Erschaut, zieh' ich ins Nichts zurück,
Ist alles wieder ihm entschwunden,
So hat er mich allein gefunden.

4. Biersylbige Charade.

Mein Erstes glänzt oft trügerisch, oft
wahr.

Auch stellt es bey dem frommen Zweyten
Der Künstler oft als Lohn und Vorzug dar.
Mein Ganzes (scheints nicht vor den Leuten
Frömmigkeit?) ist ohne Streiten,
(Das Erste machts auch offenbar,)
Das echte Gegentheil vom Zweyten.

5. Biersylbige Charade.

Du siehst so leicht die ersten beyden
Im Auge deines Nächsten sehn;
Doch würdest du im eignen Aug sie sehn,
Mit jener Männer heil'ger Strenge —

(Das zweyte Sylbenpaar nennt sie;
Sie sprechen Recht der Völker. Menge —)
Säumst du mit deinem Urtheil nie,
Ach! blicke nicht auf kleine Mängel
Du wirst als Ganzes sonst zum Spott.
Es sind nur Menschen, keine Engel;
So richte du, so richtet Gott.

6. Räthsel.

Was ligt mir wohl an all den Frauen —
Nur bey dem Manne wohn' ich gern,
Ich geb' ihm Kraft, wohl auch Vertrauen.
Ich mach vom Knaben ihn zum Herrn.
Doch kaum bin ich nach Wunsch erschienen,
So jagen sie mich gleich davon;
Wie kann ich ihre Gunst verdienen;
Den täglich sterben ist mein Lohn.

Mit Sehnsucht harret mein der Knabe,
Bis ich zum Manne ihn erklärt:
Und wenn den Wunsch erfüllt ich habe,
Gleich seinem Vater er verfähet.
Undankbar schneidet er mir armen
Die jungen Keime so gleich ab,
Und dennoch muß ich ohn' Erbarmen
Fortwachsen bis an das Grab.

Wie mancher lebt vom Tode
Den er an jedem Tag mir gibt!
Mich zu ermorden ist es Mode,
Doch warbs nicht immer so geübt.
Und jetzt noch gibt es Nationen
Die mich verehren nach Verdienst,
Könn' ich allein bey ihnen wohnen!
Nun schau, ob du mich wohl ersinnst. —

7. Räthsel.

Ich bin ein kleines enges Haus;
Doch jeder muß mich einst bewohnen.
Und trägt er Scepter, trägt er Kronen,
Die zieht er wieder von mir aus.

Ein jeder fürchtet sich vor mir;
Und dennoch schläft sich's nirgends süßer.
Wo ist die Ruhe dir gewisser?
Wo schweigen alle Schmerzen dir?

Zwar wohnet unter meinem Dach,
Nicht Eine eurer tausend Freuden.
Ihr müßt von allen, allen scheiden,
Es folgt auch keine ein'ge nach.

Kein Laut entfliehet meinem Mund;
Doch Donnerworte sprech' ich denen,
Die sich allmächtig glücklich wähnen;
Die Wahrheit thu' ich ihnen kund.

8. Dreyßylbiges Wort.

Freund, denke vor Allem die Farbe der Trauer,
Den listigsten Vogel, sein krächzend Geschrey,
Die Nahrung von Üsern zeigt dir noch genauer
Was wohl die Bedeutung des Wortes hier sey.
Vom Stoff der Gebirge, von Marmor = Palästen
Zieh dir die Bedeutung des andern ab.

Das Ganze bestimmt den wolkenden Ne-
sten
Gefallener Mörder ein schauriges Grab.

9. Charade.

Was sag' ich vom Ganzen,
Es gleicht Pomeranzen,
Und haucht in die Luft
Balsamischen Duft.
Zwey Paar von Sylben
Benennen es dir:
Das eine ein Thier
Das, klein wie die Milben,
Doch Vieles zerstört,
Was kleidet und nährt.
Nur raube dem andern
Ein Zeichen, so hast
Du hinauf zu wandern
Oft Mühe und Last.
Doch willst du die drückende
Mühe nicht scheu'n,
So wird dich entzückende
Aussicht erfreu'n.

10. Charade.

Mit sieben Zeichen,
Auf Strömen und Meeren
Kann mich der Schiffer
Nicht wohl entbehren;
In Stürmen litte
Er sonst Gefahr.
Und dennoch schleudert
Er undankbar
An Felsenriffen
Mich aus den Schiffen. —
Es bleibt zum Tanzen

Ein schöner Ort,
Dimmst du vom Ganzen
Drey Zeichen fort.

11.

Die erste Sylbe, froh bewegt bey'm
Tanze
Trägt dich zur Zweyten über Flur und Feld;
Bis endlich ihr zu ruhn vergbunt das Ganze,
Und sie bey andern wohlgeborgnen hält.

12.

Zur Andacht winkt das erste Wort
Es nennt euch einen heil'gen Ort,
Wo frommer Seelen Weihgesang
Zum Himmel bringt, und heißer Dank;
Das Zweyte Wort, nicht Diener, Knecht,
Und doch vom männlichen Geschlecht,
Ist uns als Titel wohl bekannt;
Auch Gott wird öfters so genannt.
Das Ganze ist ein einfach Glied.
Von einem Orden, einst bemüht
Den Glauben weiter zu verbreiten;
Längst schlummert er im Grab der Zeiten.

-
- | | |
|-----------------|-----------------------|
| 12. Tempelherr. | 6. Der Bart. |
| 11. Weinhaus. | 5. Spitzer - Richter. |
| 10. Saff. | 4. Schweibelligheit. |
| 9. Bergamotte. | 3. Die Süßerniß. |
| 8. Raberstein. | 2. Die Sonnen - Uhr. |
| 7. Das Grab | 1. Die Gefunbheit. |